

## Prolog

Die Decke ist grau.

Rauer, grober Beton.

Viele dünne Risse ziehen sich wie verschlungene Adern durch das Material und verleihen ihm das Aussehen von alter, faltiger Haut.

Alte Wasserflecken haben ihre Muster hinterlassen.

Dichte Spinnweben besetzen die Ecken und erinnern an zarte, durchsichtige Netze. Es riecht nach kaltem Stein, nach Feuchtigkeit und nach abgestandener Luft.

Ein typischer Kellerraum. Total typisch.

Meine Augen folgen einem besonders langen Riss in der Decke.

Dunkel hebt sich der Spalt von dem grauen Beton ab. Viele zarte Verästelungen sprießen wie junge Wurzeln aus ihm hervor.

Ich mustere sie. Betrachte sie. Studiere sie.

Die Risse in der Kellerdecke.

Mein Herz rast. Es klopft so sehr, so stark und so ängstlich, dass ich befürchte, man kann das heftige Zucken und Beben unter meiner Haut erkennen.

Konzentrier' dich auf die Risse in der Decke ja, folge ihnen mit den Augen... versuch' ihnen zu folgen... den Rissen...

Der Kellerraum hat keine Fenster. Zwei Scheinwerfer sind die einzigen Lichtquellen.

Sie werfen unnatürlich große Schatten; verzerrte, schwarze Abbildungen der vielen Kartons und Kisten, die an den Wänden gestapelt worden sind und deren Inhalt mir nicht bekannt ist.

Die dunklen Umrisse bewegen sich nicht. Sie sind regungslos und hart.

Ein großer, prächtiger Damenhut, der mit einer buschigen Feder geschmückt ist, sitzt auf dem Kopf einer Styroporbüste.

Der Schatten dahinter erinnert an eine bizarre Figur aus einem Horrorfilm.

Ich blinzele und zwingen mich wieder, an die Decke zu starren.  
Ich muss mich entspannen. Ruhig bleiben. Ein- und ausatmen.  
Nur nicht so viel denken...  
nicht so viel nachdenken...  
Lautlos seufzend schließe ich ganz kurz die Augen.  
Die Kälte des harten Steinbodens dringt langsam durch das weiche, flauschige Schaffell, auf dem ich liege.  
Ich friere ein bisschen.  
Meine Haut fühlt sich kühl an, trotz der anfangs angenehmen Raumtemperatur. Auf den Unterarmen haben sich die feinen Härchen fröstelnd aufgestellt.  
Einzig die beiden hellen Scheinwerfer verbreiten noch etwas zusätzliche Wärme. Ich kann ihre heißen Strahlen auf meinem Bauch spüren. Sie scheinen nach mir zu greifen.  
Schonungslos und gierig beleuchten sie meinen Körper, fassen nach der nackten Haut und berühren sie ungefragt.  
Ich seufze wieder.  
Mein Herz klopft immer noch.  
Verzweifelt versuche ich das Kribbeln in meinem Magen zu ignorieren. Und erneut starre ich Hilfe suchend zur Decke. Nicht nachdenken, bloß nicht nachdenken, sage ich mir immer wieder. Leider bin ich nicht gut in so etwas.  
Mein Hirn arbeitet ständig auf Hochtouren. Ich schaffe es einfach nie, abzuschalten.  
Es gibt so viel, über das man nachgrübeln kann. So viele Dinge, die unsicher sind. So viele Fragen, auf die es keine Antworten gibt...  
Meine Lippen sind trocken.  
Ich benetze sie mit der Zunge.  
Ich würde gerne etwas trinken. Einen Schluck Wasser.  
Doch ich unterdrücke dieses Bedürfnis.  
Regungslos bleibe ich liegen, den Kopf der Decke zugewandt.  
Meine Muskeln sind bereits vollkommen verspannt.  
Morgen werden sie sicher schmerzen.

Mein rechter Arm liegt über meinem Kopf. Ich lehne das Gesicht an den Oberarm. Die Hand berührt mein Haar. Der linke Arm ruht locker auf dem Schaffell. Die geöffnete Handfläche befindet sich auf der Höhe meines Kopfes. Keine zufällige Pose. Es wurde lange an ihr gefeilt... Das linke Bein ist ausgestreckt, das rechte habe ich etwas aufgerichtet. Das hat keine ästhetischen Gründe. Nein, dies ist lediglich der verzweifelte Versuch meine Blöße zu verstecken. Natürlich erfolglos. Eine kleine, schwarze Spinne seilt sich an einem unsichtbaren Faden ab. Ihr Schatten ist enorm. Die acht dünnen Beinchen werden zu monsterartigen Klauen, während die hellen Scheinwerfer den Kellerraum in die surreale Schattenwelt eines Alptraums verwandeln. Wie heiße, schamlose Finger wandert das Licht über meine Oberschenkel... immer weiter hinauf... Wenn das doch alles wäre... wenn die gleißend, hellen Strahler die einzigen Augen wären, die mich anstarren... Mein Herzschlag setzt zwei Takte aus. Ein schnelles, unrhythmisches Kratzen ist das einzige Geräusch in dem düsteren Raum. Das Kratzen erhöht das Kribbeln in meinem Magen und macht, dass mir warm wird. Ich spüre den Blick auf mir. Ich spüre ihn ganz genau. Er wandert. Wandert von meinem Gesicht über meine Brust, den Bauch, meine Lenden, die Beine entlang.

Er macht nicht Halt.  
Er setzt nicht aus.  
Er schaut nicht weg.  
Er sieht mich.  
Sieht alles.  
Alles.  
Ich rühre mich nicht.  
Meine Atmung ist flach.  
Das Herz hämmert schmerzhaft.  
Ich hatte noch nie so viel Angst in meinem gesamten Leben.  
Angst und...



# 1. Kapitel

*in dem es regnet und auch sonst alles so ist wie immer*

»... und jetzt zum Wetter. Beate Fliege - unsere Wetterfrau - wird uns verraten, wie das Wochenende wird. Beate, können wir einen gemütlichen Grillabend mit Freunden auf dem Balkon planen?«  
Der Radiomensch lacht.

Man hört es, wenn jemand beim Sprechen lacht. Oder lächelt.

Am Telefon, im Radio. Man hört es einfach.

Es macht den Sprecher sympathischer, fröhlicher, menschlicher. Und ganz offensichtlich legt man bei diesem Sender um kurz vor sechs Uhr morgens besonders viel Wert auf Fröhlichkeit.

Ich schaudere.

Eilig gehe ich in die Knie und fummle an den Schnürsenkeln meiner Turnschuhe herum. Übereinander, untereinander, eine Schleife, ein Knoten und festziehen.

Fertig.

»Ja, Till«, sagt nun eine samtige Frauenstimme. Wahrscheinlich Beate, die Wetterfrau. »Wir dürfen mit einem sonnigen Wochenende rechnen. Aber leider müssen wir dafür noch diesen verregneten Freitag ertragen. Heute Abend werden im Süden Deutschlands einige schwarze Regenwolken...«

Ich ziehe mir eine graue Kapuzenjacke über das schlichte, weiße T-Shirt und blende Beates weitere Ausführungen über das Wetter aus. Handy und Schlüssel werden in der Jackentasche verstaut. Dann trete ich hinaus in den Flur.

Fast lautlos fällt die Wohnungstür hinter mir ins Schloss. Im Treppenhaus ist es ruhig und dunkel. Es riecht nach kalten Gewürzen. Curry oder so. Ich beeile mich, die Stufen nach unten zu gelangen. Zweiter Stock, erster Stock, Erdgeschoss.

Jeder meiner Schritte hallt im Flur wieder. Die Wände sind kahl, schmutzig und hässlich. Ihr Anstrich ist ockerfarben.

Draußen regnet es. Nieselregen. Genau wie von Beate prophezeit. Ich ziehe mir die Kapuze über den Kopf und schaue auf die Uhr. Fünf Minuten nach Sechs.

Ich lasse das unauffällige Mehrfamilienhaus hinter mir, als ich mich langsam in Bewegung setze. Ein Schritt vor den anderen. Ich laufe federnd, entspannt, werde nach und nach schneller.

Die Luft ist kühl und feucht. Es riecht nach nassem Teer und einem verregneten Julimorgen. Grau und düster dämmt der neue Tag. Fast scheint es ihm an Motivation zu fehlen, an dem Wunsch anzubrechen und sich zu zeigen.

Ich halte den Kopf gesenkt.

Meine Augen heften sich auf den pechschwarzen Asphalt des Bürgersteigs. Ich kenne die Straßen dieses Viertels. Ich lebe seit vier Jahren hier, seit dem Ende meines Studiums. Es ist ein ruhiger Stadtteil. In den meisten Häusern wohnen Familien oder Rentner. Kleine Gärten und Parkanlagen gestatten den Bewohnern die Illusion von Natur und Ruhe in einer sonst so hektischen, betongepflasterten und abgasverseuchten Stadt.

Wie von selbst tragen mich meine Füße die lange Straße entlang. Meinen Rhythmus habe ich längst gefunden. Jeder Atemzug und jede Bewegung ist aufeinander abgestimmt. Wie bei einer Maschine. Ich genieße das tägliche Laufen. Immer eine halbe Stunde. Dreißig Minuten.

Auf die Sekunde genau.

Ich kenne die Strecke auswendig. Es ist immer dieselbe. Die lange Straße entlang, immer weiter um den Block, vorbei an einer kleinen Grundschule, einem Kindergarten und der Kirche des Viertels. Neben dem Friedhof befindet sich ein kleiner Park. Ein paar alte, hohe Bäume reihen sich um einen stillgelegten, runden Steinbrunnen in dem nie Wasser fließt.

Sparmaßnahmen der Stadt.

Ich umrunde den Brunnen einmal und tippe dabei den mit Moos bewachsenen Rand an. Meine Fingerspitzen streichen über den kalten, glitschigen Stein.

Tag ein, Tag aus der selbe Weg.

Warum ich nicht mal eine andere Strecke ausprobiere?

Ich weiß nicht, darauf habe ich keine Antwort. Es hat sich einfach so eingespielt. Jeden Morgen um Viertel nach Sechs berühre ich den alten Steinbrunnen. Ich berühre ihn und weiß, dass er da ist, dass er schon gestern da war und dass er morgen wieder da sein wird. Das fühlt sich gut an.

Dann mache ich mich auf den Rückweg. Auf dem unebenen Schotterweg haben sich Pfützen gebildet. Von den hohen Bäumen tropft das Wasser. Die Blätter hängen satt grün und feucht glänzend an ihren Ästen. Ein morgendlicher Spaziergänger führt seinen Hund aus. Den Kopf gesenkt, schlurft der ältere Mann durch den Park. Der Hund schnüffelt an dem runden Stamm einer prächtigen Kastanie. Er hebt das kurze Bein und markiert sein Revier, während der Mann gähnend stehen bleibt und wartet.

Ich mag die Stadt, wenn sie noch so verschlafen ist. Stille Trägheit. Unaufdringliche Ruhe. Zwischen all den vielen Menschen kann man doch ein bisschen für sich sein. Und alle lassen einen in Frieden. Wunderbar.

Ich lasse den Mann und seinen Hund hinter mir. Der Kies knirscht unter meinen Füßen. Ich fühle mich angenehm gefordert, lebendig und gesund. Der gesamte Körper erwacht, lebt – nur das Hirn, das darf noch ein bisschen ruhen. Ja, ich genieße diese herrliche Leere in meinem Kopf. Diese halbe Stunde am frühen Morgen ist die einzige gedankenlose Zeit, die ich mir gönne.

Dreißig Minuten in denen man nicht überlegen, zweifeln, kalkulieren und hinterfragen muss. Dreißig Minuten ohne Cleverness, Vernunft, Kreativität und Überlegenheit. Wieder geht es vorbei am Friedhof, der Kirche, dem Kindergarten und der Schule. Wie jeden Morgen begegnet mir ein Mann mit Aktentasche. Wie jeden Morgen nicken wir uns kurz zu. Wie jeden Morgen schauen wir uns dabei nicht ins Gesicht.

Ist es nicht seltsam? Täglich trifft man sich auf der Straße und trotzdem schaut man nicht wirklich hin. Lustig oder traurig?



Ich werde langsamer.

Sofort spüre ich die Wärme in meinen Muskeln. Die Lungen blähen sich auf, saugen den Sauerstoff ein. Das Herz pumpt. Mein Gesicht und die Hände sind nass vom Regen. Auch der Stoff der Sweatshirtjacke ist feucht. Tief ausatmend streiche ich mir eine dunkelbraune Haarsträhne aus der Stirn.

Am Hauseingang treffe ich auf eine Nachbarin. Sie wohnt ein Stockwerk unter mir. Eine Frau mittleren Alters. Kettenraucherin. Auch jetzt hat sie eine Zigarette im Mundwinkel. Wenn sie durch das Treppenhaus schleicht, stinkt es noch eine halbe Stunde später nach kaltem Rauch und schlechtem Atem.

Sie hat ungepflegtes Haar und trägt ständig einen abgenutzten, alten Morgenmantel. Mit verbissener Miene fummelt sie an ihrem Briefkasten herum. Sie hat irgendein widerliches Boulevardblatt abonniert. Kurz sieht sie mich an. Ein böser, hämischer Blick aus blutunterlaufenen Augen. Sie grüßt mich nicht.

Die meisten Leute aus dem Haus grüßen mich nicht. Man will nichts mit mir zu tun haben. Ich bin eine Schwuchtel, ein Homo, eine Tucke, ein Schwanzlutscher, Warmduscher, Arschficker, ach, es gibt so viele charmante Bezeichnungen, die man jemanden wie mir hinterher rufen kann.

Ich finde es fast schon amüsant, von einem Haufen alter, arbeitsloser Biedermänner ohne Ausbildung und Niveau diskriminiert zu werden. Natürlich könnte ich mich über diese maßlosen Unverschämtheiten, falschen Vorurteile und miesen Verleumdungen aufregen. Recht dazu hätte ich allemal.

Aber ich tue es nicht. Vielleicht bin ich zu alt, um dem inneren Drang nach Gleichberechtigung und Akzeptanz nachzugeben. Vielleicht zu klug. Aber ich denke, die Wahrheit ist, dass ich einfach keine Zeit und keine Lust habe, um mich intensiv mit meinen beschränkten Nachbarn zu beschäftigen und Demoplakate für die Rechte der homosexuellen Gemeinschaft zu malen.

Meine Freunde bezeichnen mich manchmal als illoyal. Ich nenne sie im Gegenzug naiv.

Mit angehaltenem Atem gehe ich an der Alten vorbei. Schnell sind die Stufen zu meiner Wohnung erklimmen. Warum ich immer noch in diesem Haus wohne, werde ich öfters gefragt. Weil es bequem ist, gebe ich dann immer zu.

Es ist billig und sehr zentral. Die Wohngegend ist ruhig, einigermaßen sauber und sicher. Die Verkehrsverbindungen sind ideal. Ich bin in einer halben Stunde auf dem Land bei meinen Eltern und in fünfzehn Minuten in der Stadt, wo ich arbeite.

Was will man mehr?

»... und nun der sommerliche Gute-Laune-Hit von Großbritanniens neuem Superstar...« Der Radiomann hat immer noch gute Laune. Mit beschwingter Stimme sagt er einen Pophit nach dem anderen an. Ich streife mir die Laufschuhe von den Füßen und verstaue sie ordentlich in ihrem Fach im Schuhschrank. Die durchweichte Jacke hänge ich zum Trocknen auf. Meine restlichen Klamotten wandern in den Wäschekorb.

Nackt betrete ich das winzige Badezimmer und steige unter die Dusche. Ich bin kein eitler Mann. Stunden im Bad und vor dem Spiegel zu verbringen, liegt mir fern. Für Eigenlob und selbstverliebte Egobezeugungen fehlt mir das Selbstbewusstsein. Wenn ich früher in den Spiegel geschaut habe, blickte ich in die grünen Augen eines dünnen, unscheinbaren, kleinen Schuljungen mit kurzen Haaren und einem schmalen, blassen Gesicht.

Keiner bemerkte mich.

Und wenn sich doch einmal ein Blick in meine Richtung verirrte, dann blieb er nie lange an meiner schwächtigen Gestalt hängen. Warum auch?

Ich war langweilig.

Grau wie eine Maus.

Heute, mit siebenundzwanzig Jahren, hat sich das etwas geändert. Ich bin nicht sehr groß. Gerade mal 1,78 m. Mein Haar ist immer noch dunkelbraun, aber der Schnitt hat sich mit den Jahren etwas geändert. Hinten trage ich das Haar modisch kurz, vorne fallen mir längere Strähnen in die Stirn.

Auch meine Figur ist nicht mehr die eines schwachen Schuljungen. Ich bin zwar immer noch schlank, aber nicht mehr ganz so schwächlich. Die täglichen Laufeinheiten und die gelegentlichen Besuche im Fitnesscenter haben ihren Teil dazu beigetragen. Ich bin zufrieden mit meinem Äußeren und genieße die interessierten Blicke auf der Straße, die mir gelegentlich folgen. Für Eitelkeit und Arroganz reichen sie aber noch lange nicht aus.

Mit schnellen Handgriffen rasiere ich mich, putze mir die Zähne und verteile sparsam ein paar Tropfen Parfüm auf Hals, Brust und Handgelenke.

»... das war ein Hit aus den 80er Jahren von *Soft Cell: Tainted Love*. Es ist nun ganz genau sieben Uhr an diesem verregneten Freitagmorgen und wir steuern auf ein schönes Wochenende zu...« Der Radiomensch kündigt die Nachrichten an, als ich mir das dunkelblaue Hemd zuknöpfe.

Ich werfe einen schnellen Blick in die riesigen Spiegeltüren meines Kleiderschranks. Schwarze, enge Stoffhose, dunkles, figurbeton-tes Hemd. Klassisch. Elegant. Zögerlich fummle ich an einem der oberen Knöpfe des Hemds herum. Offen lassen oder schließen? Ich seufze und mache ihn sicherheitshalber zu. Mit kritischer Miene betrachte ich meine Frisur, entscheide dann aber, dass es wohl nicht besser geht, und verlasse eilig das Schlafzimmer.

Eine ernste Stimme berichtet gerade über die neusten Konflikte im Nahen Osten, als ich das Radio ausschalte. Kontrollierend lasse ich meinen Blick durch die kleine, saubere Wohnung gleiten. Alle Fenster sind geschlossen?

Gut. Der Herd ist aus?

Auch gut.

Elektronische Geräte sind aus? Ja.

Okay. Zufrieden schnappe ich mir mein schlichtes, schwarzes Jackett und die modische Umhängetasche, die viel zu teuer gewesen ist, die ich aber trotzdem unbedingt haben musste.

Eilig schließe ich die Wohnungstür hinter mir. Mit langen Schritten haste ich die Stufen in den zweiten Stock hinunter.

Es befinden sich immer zwei Wohnungen auf einem Stockwerk. Ich bleibe vor der linken Tür stehen. Ohne lange suchen zu müssen, wähle ich einen Schlüssel an meinem Schlüsselbund aus. Ich stecke ihn ins Schloss und drücke gleichzeitig auf den Klingelknopf neben der Tür.

»Agnes!«, rufe ich, als ich den dunklen Flur betrete. Ohne auf eine Antwort zu warten, durchquere ich den schmalen Raum und klopfe hart an eine geschlossene Holztür.

»Hm...?«

Ich öffne die Tür und stecke den Kopf in das Zimmer.

»Guten Morgen, Schlafmütze«, sage ich freundlich. »Steh auf, es ist schon sieben.«

»Max?«, fragt eine dünne Stimme aus der Dunkelheit.

Ich seufze. Ja, natürlich bin ich es. Wer denn auch sonst?

Blind gehe ich zum Fenster und ziehe den Rollladen nach oben. Trübes Tageslicht fällt in den kleinen Raum. Das einzige Möbelstück, das diese Bezeichnung auch verdient hat, ist ein großes, altes Bett, dessen Gestell aus massivem Eisen ist. Es steht an einer der vier Wände, umgeben von nichts außer Büchern, die sich auf dem Parkett stapeln, zahlreichen abgebrannten und neuen Kerzen in allen Größen und einigen wild wuchernden Zimmerpflanzen. Kleidungsstücke und Kissen, liegen verstreut auf dem Boden.

»Ich muss jetzt zur Arbeit«, sage ich. »Du stehst auf und frühstückst etwas.«

Ja?« Ich warte auf eine Antwort. Es ist immer dieselbe. Jeden Morgen. »Ja...« Die dünne Stimme klingt verschlafen.

Ich betrachte den mausbraunen Haarschopf, der unter der Bettdecke hervorlugt. Das schmale, blasse Gesicht ist mir zugewandt, graue, übergroße Augen blinzeln mich glasig an.

»Heute wird der Müll abgeholt«, sage ich ernst. »Denk daran, ihn runter zu bringen. Mach das am besten gleich.«

»Okay...«

Ich bin mir sicher, sie vergisst es, sobald ich die Wohnung verlassen habe. So wie sie fast alles immer sofort vergisst.

»Ich komme heute Abend nach der Arbeit wieder bei dir vorbei.« Ungeduldig werfe ich einen Blick auf meine Armbanduhr.

»Okay...« Sie ist immer noch nicht richtig wach.

»Bis dann.« Ich beuge mich zu ihr runter und streichle kurz das wirre Haar.

»Bis dann, Max...«, murmelt sie leise.

Wie jeden Morgen verlasse ich die Wohnung mit einem ungunstigen Gefühl. Würde sie ohne mein Wecken überhaupt aufwachen?

Seufzend schiebe ich die beunruhigenden Gedanken über Agnes von mir. Sie ist kein Kind mehr. Mit fünfundzwanzig sollte man im Stande sein, selbstständig zu leben. Zu überleben.

Doch Agnes ist nicht normal.

Sie ist verträumt.

Ein Genie - aber nicht von dieser Welt.

Der Regen ist stärker geworden. Ich hole einen kleinen Schirm aus meiner Umhängetasche und spanne ihn auf. Immer darauf bedacht, nicht in eine der zahlreichen Pfützen zu treten, eile ich die lange Straße entlang. Ein Postauto rauscht vorbei und fährt holpernd über ein Schlagloch. Das darin angesammelte Wasser spritzt platschend in alle Richtungen. Ich weiche fluchend zurück, bin aber nicht schnell genug: Flecken auf meiner teuren Hose. Die Feuchtigkeit lässt mich schauern. Ich werfe erneut einen Blick auf meine Uhr und beschleunige meine Schritte. In zwei Minuten fährt meine U-Bahn.

Gemeinsam mit anderen Pendlern stürme ich die steilen Treppen zum Schacht hinunter. Unten flimmert das grelle Licht unzähliger Leuchtstoffröhren.

Es riecht nach feuchter Kleidung, nach Schmutz, überfüllten Müll-eimern, Urin und dem ganz eigenen Geruch des endlos langen, kalten, tiefschwarzen Tunnelsystems.

Unausgeschlafen und schlecht gelaunt steht die brave Arbeiterschicht auf dem Bahnsteig und starrt mit sturen Blicken die teilweise abgerissenen und bemalten Werbeplakate an, die überall an den Wänden angebracht sind.

Das strahlende Lächeln eines verliebten Pärchens, das über einen weißen Sandstrand flaniert und für eine bestimmte Reisegesellschaft wirbt, könnte man fast schon als provozierend und beleidigend bezeichnen.

Schaut, schaut, ihr Deppen, schaut, was für eine gute Zeit wir haben. Ihr hingegen müsst fünf Tage die Woche, vierzig Stunden lang arbeiten und könnt euch dafür gerade mal zwei Wochen Halbpension auf Mallorca leisten.

Ha! Die Bahn hat Verspätung. Warum auch nicht?

Schnaubend und leise vor sich hinmurmeln machen die Leute ihrem Unmut Luft.

Im Stillen addiere ich einige Zahlen zusammen. Kleine Mathematikaufgaben für den Alltag. Das mache ich immer.

Ich überlege: Die Bahn braucht zehn Minuten bis zum Hauptbahnhof. Ich muss mir noch etwas zum Frühstück besorgen – ein Zeitaufwand von etwa zwei Minuten. Die Agentur ist zu Fuß sehr gut erreichbar. Wenn ich mich beeile und nicht an jeder Ampel warten muss, benötige ich etwa sechs bis sieben Minuten. Es sind also aufgerundet zwanzig Minuten bis ich im Büro ankomme.

Ich schaue auf die Uhr. Zwanzig Minuten. Ich hoffe, die beschissene Bahn kommt gleich...

Da ich Unpünktlichkeit hasse, achte ich immer darauf, zeitig von zu Hause aufzubrechen. Ich komme nie zu spät. Weder im Berufs- noch im Privatleben. Sowohl meine Kollegen als auch meine Freunde amüsieren sich gerne über meine Überpünktlichkeit. Ich kann nichts Lustiges daran finden. Ist es jetzt auf einmal uncool oder spießig, wenn man sich an Absprachen hält? Wozu vereinbart man sonst Ort und Uhrzeit?

Noch einmal wandert mein Blick auf das runde Ziffernblatt meiner Armbanduhr. Ich beiße die Zähne aufeinander und atme tief aus. Um halb zehn habe ich eine sehr wichtige Besprechung mit einem potentiellen Kunden...

Eine emotionslose, langsame Stimme schallt aus den unsichtbaren Lautsprechern. Sie klingt geschlechtslos und mechanisch.

Rauschend breitet sie sich in dem unterirdischen Schacht aus. Die Information ist dermaßen uninformativ, dass sie kaum als eine solche bezeichnet werden kann. Ich verdrehe die Augen.

Wir erfahren lediglich, dass die U-Bahnlinie sechs Verspätung hat – was uns ja bereits aufgefallen ist.

Außerdem werden wir um Geduld und Verständnis gebeten. Beides ehrenwerte Tugenden, die hier aber nur schwer aufzubringen sind. Ich hole mein Handy aus der Hosentasche und tippe schnell eine Nummer ein.

»Agentur Steiner; Werbung und Design; Hilda Illbrich; Guten Morgen.« Die Stimme klingt freundlich, ruhig und offen – genau wie man es von der perfekten Empfangsdame und Chefsekretärin erwarten würde.

»Hilda, ich bin's: Max...«, sage ich eilig.

»Max, guten Morgen, mein Lieber.« Die Stimme legt ihre förmliche Höflichkeit ab. Jetzt ist sie einfach nur noch freundlich und warm.

»Morgen«, antworte ich knapp. »Du, meine U-Bahn hat Verspätung, würdest du bitte die Unterlagen für den Termin um halb zehn in den großen Konferenzraum bringen? Sie liegen auf meinem Schreibtisch. Es ist schon alles fertig gemacht... blaue Plastikmappen, sieben Stück...«

»Alles klar«, unterbricht sie mich. Ich weiß, dass sie gerade belustigt lächelt. »Ich kümmere mich darum.«

»Danke.« Ich seufze erleichtert. »Für Getränke ist gesorgt?«

»Selbstverständlich.«

»Und Beamer und Laptop stehen auch bereit?«

»Natürlich.«

»Gut... und...«

»Max, mach dir keine Gedanken«; unterbricht sie mich freundlich.

»Wir haben alles im Griff.«

»Ich weiß. Tut mir leid.« Ich habe ein schlechtes Gewissen.

Hilda macht ihren Job seit über fünfundzwanzig Jahren – und sie macht ihn verdammt gut.

»Ich will nur, dass alles klappt... der Auftrag ist so wichtig...«, erkläre ich ihr und komme mir dabei noch viel dümmer vor. Natürlich ist ihr klar, wie wichtig dieser Kunde ist...

»Schon gut, Max«, beruhigt sie mich freundlich.

»Also...« Verlegen beiße ich mir auf die Unterlippe.

»Bis gleich«, sagt sie.

»Ja, hoffentlich.« Dann lege ich auf.

Hilda ist eine fantastische Mitarbeiterin. Sie kennt die Abläufe innerhalb der Firma so gut wie keine andere. Sie ist über alles informiert und hat für jedes Problem die passende Lösung. Die Bezeichnung *gute Seele des Unternehmens* hat sie mehr als nur verdient – sie verkörpert sie voll und ganz.

Mein kleiner hysterischer Anfall war also total unangebracht.

Ich beiße mir fest auf die Unterlippe und senke den Blick. Meine Lippe schmerzt. Ich werde sofort ein bisschen ruhiger. Diese abgeschwächte Art von Masochismus hilft mir immer wieder, die Wut auf mich selbst in den Griff zu bekommen. Und ich muss gestehen: ich bin oft wütend auf mich selbst. Es gibt einfach zu viele Dinge an mir, die nicht so sind, wie ich sie gerne hätte.

Am schlimmsten sind meine Nerven. Sie geraten viel zu leicht durcheinander, lassen sich reizen und stressen. Lautlos schnaubend zupfe ich an meinem Hemd herum. Ich recke das Kinn in die Höhe und streiche mir ein paar Haarsträhnen aus der Stirn.

Selbstbeherrschung. Innere Ruhe.

Eine junge Frau, keine zwei Meter von mir entfernt, mustert mich schüchtern. Ich schenke ihr einen kühlen Blick, sie zuckt ertappt zusammen, wird rot und schaut schnell woanders hin. Ja, diese Wirkung habe ich auf viele Menschen. Man nennt mich kalt. Man nennt mich arrogant.

Im Studium war ich als Einzelkämpfer bekannt, als Egoist, der seine Sachen am liebsten selbst macht. Man wunderte sich über mich, schließlich war es ja nicht normal, dass einem Einundzwanzigjährigen seine Prüfungen und Noten wichtiger waren als eine gute Party. Aber so bin ich eben.



Es fällt mir nicht leicht, mit Fremden ein Gespräch zu beginnen. Was hat man einem Menschen, den man nicht kennt, denn schon groß zu erzählen?

Das Wetter und Kartoffelchips haben nie zu meinen Lieblingsthemen gehört. Erst in den letzten Jahren habe ich gelernt, wie man bedeutungslosen Smalltalk führt. In meinem Beruf ist diese Fähigkeit nun mal essentiell. Trotzdem bin ich der festen Überzeugung, dass es eine erbärmliche Sache ist sie dazu zu nutzen, in überfüllten, schlecht belüfteten Räumen rumzugammeln, nach möglichen Sexualpartnern Ausschau zu halten und dabei einem Wildfremden einen Vortrag über den letzten Griechenlandurlaub zu halten. Die junge Frau an meiner Seite schaut nun nicht mehr in meine Richtung. Ich habe ein schlechtes Gewissen. Kurz überlege ich, ob ich ihr zulächeln oder gar ein paar freundliche Worte sagen soll... dann lass' ich es doch sein.

Die U-Bahn hat mittlerweile zehn Minuten Verspätung.

Die Leute murren nun immer lauter. Man brabbelt wütend vor sich hin und lässt die angestaute Wut und Frustration auf eine fiktive Person, die man *Immer-diese-Bahn* nennt, heraus.

Ich schaue noch zweimal auf die Uhr, zupfe erneut an meinem Hemd herum und spiele unruhig mit dem Schirm in meiner Hand. Mehr kann ich nicht tun. Für ausschweifende Hasstiraden und peinliche Selbstgespräche fehlt mir der Sinn.

Dann erscheinen endlich zwei runde, gelbe Lichter im Dunkeln des Tunnels. Sie kommen näher. Ratternd rauscht die gelbe U-Bahn heran. Ein allgemeines Aufatmen wandert den Bahnsteig entlang. Kaum, dass sich die automatischen Türen geöffnet haben, drängen sich die Wartenden schiebend und schubsend ins Innere der Bahn.

Ich lasse der jungen Frau den Vortritt und ernte dafür ein dankbares Lächeln. Damit habe ich meine Grobheit von eben wohl wieder ausgebügelt. Im Inneren des Wagons suchen sich die gereizten Pendler einen Sitzplatz.

Rücksicht wird hier klein geschrieben.

Ich setze mich neben einen Jungen, den ich nicht älter als fünfzehn schätze, aber so genau kann man das ja heutzutage nie sagen. In seinen Ohren stecken zwei Kopfhörerstöpsel, die mit seinem Handy verbunden sind.

Der Junge lässt sich von lauter HipHop-Musik beschallen. Ich kann jedes Wort verstehen. Derbe Ausdrücke reihen sich an seltsam verzerrte, englische Begriffe.

Ein Kauderwelsch, der mich schaudern lässt.

Auf einmal fühle ich mich sehr alt.

Die breiten Fensterscheiben sind beschlagen. Die Luft im Wagon ist dunstig und schlecht. Ich vermeide es, tief Luft zu holen. Der Blick aus den Fenstern zeigt düstere Tunnelgänge und schmutzige Betonwände. Ich zähle innerlich die Sekunden bis die Bahn endlich langsamer wird. Eine Frauenstimme vom Band kündigt die nächste Station an. Erst auf Deutsch, dann auf Englisch. Gemeinsam mit einem Großteil der Fahrgäste erhebe ich mich, als wir in die unterirdische Station einfahren.

Auf dem Bahnsteig eile ich schnellen Schrittes auf die Rolltreppen zu. In der modernen, großen Bahnhofshalle ist wie immer eine Menge los. Reisende und Pendler hasten zwischen den Gleisen hin und her. Manche haben es unheimlich eilig, andere trödeln und stehen etwas verloren im Weg herum. Immer wieder schallen Lautsprecherdurchsagen durch die Luft.

An den zahlreichen Imbissständen haben sich längere und kürzere Schlangen gebildet. Die müden Menschen sehnen sich nach einem heißen Kaffee. Auch ich steuere hungrig einen kleinen Laden am hinteren Ende der belebten Halle an. Starbucks. Total überteuert, aber sehr lecker. Hier hole ich mir jeden Morgen meinen Kaffee und ein Sandwich.

Der Geräuschpegel und der hektische Betrieb der Halle verstummen, als sich die Eingangstür des Coffeeshops hinter mir schließt.

»Morgen«, sage ich und nicke dem Typen zu, der hinter der langen Theke steht und gerade eine Kundin bedient.

»Morgen, Max.« Der Mann lächelt mich an.

Er hat nicht einmal aufgeschaut.

Ist nicht nötig, er weiß auch so, dass ich es bin.

»Der Mensch ist ein extrem wetterfühliges Wesen«, sagt er nun zu der Kundin. »Man kann es nicht bestreiten. Es gibt definitiv genug Beweise für diese These. Die Selbstmordrate in den grauen Wintermonaten ist nur ein Beispiel.«

Die Frau, eine korpulente Dame, die ihre langen Haare mit Henna karottenrot gefärbt hat, nickt hastig. »Da haben Sie vollkommen recht«, bestätigt sie ernst.

»Beim Wetterumschwung bekomme ich immer sehr starke Kopfschmerzen...« »Wirklich?«

»Es ist schrecklich.«

»Das glaube ich. Aber auch auf unseren emotionalen Gemütszustand hat das Wetter einen unglaublichen Einfluss...«

Ich verschränke die Arme vor der Brust und mache ein möglichst ungeduldiges Gesicht. Der Typ hinter der Theke heißt Eddi. Zumindest steht das auf dem Namensschildchen, das er an seinem weißen Hemd angebracht hat. Vielleicht wurde ihm dieser Name auch nur von der Geschäftsführung verpasst, weil er sich so wunderbar in das Image des Unternehmens einfügt.

Von einem *Eddi* lässt man sich doch viel lieber einen Muffin verkaufen, als von einem *Jochen* oder einem *Torben*. Eddi ist ein schlanker, kleiner Mann. Er hat kurzes, dunkles Haar und kleine, dunkle Augen. Alles in allem ist er unheimlich nichtssagend und fast schon langweilig. Er arbeitet bereits seit einigen Jahren hier. Und immer dann, wenn ihn das *Kaffee verkaufen* mal wieder nicht intellektuell ausfüllt, fängt er an, mit seinen Kunden über Gott und die Welt zu philosophieren.

Eddi ist ein großer Laienphilosoph. Er hat zu jedem Thema eine These und auch fast immer Fakten – die er natürlich nie wirklich belegen kann. Ich bin kein Fan von Menschen, die hinter Glastheken stehen, klebrigen Kuchen verkaufen und dabei mit ihren Weisheiten um sich werfen. »Einen Augenblick«, sagt er nun zu der Dame und lächelt freundlich.

Dann wendet er sich mir zu.

»Ich hätte gerne...«, fange ich langsam an.

»... einen großen Milchkaffee zum Mitnehmen und dazu ein abgepacktes Salatsandwich.« Eddi grinst breit.

»Wie jeden Morgen.«

Er drückt kurz einige Knöpfe an der großen, schwarzen Kaffeemaschine hinter ihm. Ich erwidere nichts. Er hat recht. Genau das wollte ich bestellen. Ich fühle mich seltsam ertappt. Die Frau schaut mich interessiert an.

»Du bist heute zwölf Minuten zu spät dran«, meint Eddi. Seinen Tonfall könnte man fast schon als spöttisch bezeichnen.

»Die Bahn hatte Verspätung«, brumme ich.

»Aha.« Eddi reicht mir eine Papiertüte, in der sich das Sandwich befindet. Den Preis, den ich bezahlen muss, nennt er nicht. Er lächelt mich nur erwartungsvoll an. Ich krame in meinem Geldbeutel. Natürlich weiß ich auswendig, was ich dem Kerl schuldig bin... es ist ja jeden Morgen dasselbe...

Nachdem ich ihm das Geld und er mir einen Becher mit heißem Kaffee überreicht hat, verlasse ich nickend den Laden.

»Bis Montag!«, ruft er mir fröhlich hinterher.

Ich hebe nur kurz die Hand. Ja, es stimmt. Ich gehe jeden Morgen hier einkaufen. Und ja, ich entscheide mich auch immer für das Selbe. Ist das schlimm?

Ich trinke nun mal gerne Milchkaffee – und?

Wenn ich mir eine Pizza bestelle, ist es immer die mit Salami. Im Kino esse ich stets gezuckertes Popcorn und auch beim Einkaufen wähle ich immer die gleichen Marken. Ich variiere nicht gerne.

Ich bleibe bei den Dingen, die ich kenne, die ich mag. Eine Eigenschaft, über die mein Umfeld schon das ein oder andere Mal gelacht hat. Ob ich denn nie etwas anderes ausprobieren will?

Nein. Warum auch?

Trotzdem ärgert mich das Verhalten von Eddi. Dieser einfache Kaffeeverkäufer hält mich für berechenbar... nun... er hat ja auch irgendwie recht.

Wieder beiße ich mir fest auf die Unterlippe.

Der Kaffeebecher fühlt sich unangenehm heiß in meiner Hand an. Ich verstaue die Tüte in meiner Tasche und versuche gleichzeitig, meinen Schirm aufzuklappen, während ich durch eins der großen, steinernen Eingangstore marschiere. Es regnet immer noch. Inzwischen prasseln die Tropfen laut und hart auf den kleinen Platz vor dem Bahnhof. Ich eile an den Taxis vorbei, die sich hier zu einer ordentlichen Reihe aufgestellt haben. Als Teil eines bunten Schirmmeers überquere ich eine breite Straße.

Meine Füße führen mich mit schnellen, sicheren Schritten die lange, graue Straße entlang. Die Bürogebäude wirken eintönig und wenig einladend hinter dem hässlichen Regenschleier. Grau in Grau. Ich beeile mich und bereits nach wenigen Minuten habe ich den gläsernen Kasten erreicht, in dem sich die Agentur befindet. Ein modernes Gebäude, wie es sie fast überall zuhauf gibt. Groß, protzig und auffällig.

Das Haus hat acht Stockwerke. Wir besetzen den vierten. Neben einigen Anwälten und ein paar Steuerberatern aus dem sechsten Stock betrete ich die spartanisch eingerichtete Eingangshalle. Es riecht nach Putzmittel. Eine Reinigungskraft wischt gerade den schwarzen Marmorboden. Sie wirft uns gehässige Blicke zu, als wir den glänzenden Boden volltropfen.

Die feuchten Ledersohlen verursachen unschöne, quietschende Geräusche. Die Frau schnaubt und murmelt etwas in einer fremden Sprache. Während die anderen Anzugträger auf die Fahrstühle zusteuern, wähle ich die Treppe. Es ist ein ganzes Stück bis in den vierten Stock hinauf, aber Treppen laufen ist gesund. Jeder Arzt wird einem das bestätigen. Man sollte sich nicht vor körperlicher Ertüchtigung scheuen.

Niemals. Nein.

Und außerdem... außerdem habe ich Angst vor Aufzügen.

Sie sind eng. Sie sind winzig. Sie sind gefährlich.

Ich möchte nicht in einem dieser Kästen sterben. Da erklimme ich lieber die zahlreichen Stufen.

Nass und leicht gereizt komme ich schließlich oben an.

Da ich in der einen Hand den tropfenden Schirm und in der anderen meinen mittlerweile lauwarmen Kaffee halte, muss ich die Glastür mit der Hüfte aufstoßen.

*Agentur Steiner; Werbung und Design*

steht in großen, geschwungenen Lettern auf der Eingangstür.

Darunter befinden sich die Kontaktdaten.

»Guten Morgen, Max«, ruft Hilda. Sie sitzt hinter ihrem breiten Schreibtisch, der gleichzeitig auch der Empfangstresen ist.

»Du bist ja so nass...« Sie lächelt mich frech an.

»Regen...«, murre ich und verdrehe die Augen.

»Was du nicht sagst.« Sie mustert mich amüsiert.

Hilda ist eine mollige Frau mittleren Alters. Sie hat ein rundes Gesicht, rosige, weiche Wangen und große, blaue Augen. Viele Menschen unterschätzen sie wegen ihres gutmütigen und freundlichen Aussehens, was jedoch ein großer Fehler ist. Hilda ist klug und sehr selbstsicher. Sie deutet auf meine Bürotür.

»Soll ich dir ein Handtuch bringen?«

»Danke, es geht gerade noch so...« Ich reiche ihr meinen Schirm.

»Den darfst du zum Trockenen aufspannen.«

»Wie nett.« Sie lacht. »Ich bekomme gerne wichtige Aufgaben, bei denen ich mein ganzes Talent unter Beweis stellen kann.«

Sie zwinkert mir zu und tätschelt dann meine Wange.

»Überarbeite dich nicht«, stichle ich und betrete eilig mein Büro.

Ich habe einen eigenen kleinen Raum, was mich sehr freut und auch etwas stolz macht.

Bereits nach so kurzer Zeit bei der Firma habe ich das Vertrauen und die Anerkennung meiner Arbeitgeber erworben. Das Büro ist nicht gerade luxuriös, aber es hat ein Fenster, einen großen, gläsernen Schreibtisch, ein schickes Regal und zwei moderne, schwarze Ledersessel.

Ich fühle mich hier wirklich wohl.

Stöhnend lasse ich nun meine Umhängetasche fallen und stelle den Kaffeebecher auf dem Schreibtisch ab.

Ich schalte den Computer ein und streiche mir die nassen Haarsträhnen aus dem Gesicht. Der Schirm konnte mich nicht ganz vor dem Regen schützen.

Während der Rechner hochfährt, hole ich einen dicken Ordner aus dem Regal und suche nach den Unterlagen für die heutige Besprechung. Ich finde sie fast sofort. In meiner Ordnung geht nur selten etwas verloren.

Ein hastiger Blick auf die Armbanduhr – gut, ich habe noch genügend Zeit, um mich auf den Termin vorzubereiten.

»Morgen.« Eine vertraute Stimme.

Ich schaue auf.

»Morgen«, sage ich lächelnd. Ich beuge mich über meine PC-Tastatur, um das gefragte Passwort einzugeben.

»Kann es sein, dass du wirklich eine Viertelstunde zu spät dran bist?« »Kann sein...« Ich verdrehe die Augen.

»Oh mein Gott – der Weltuntergang ist nahe...« Mein Gegenüber presst sich geschockt die flache Hand auf die Brust und lässt sich dann in einen der Ledersessel fallen.

»Das ist nicht lustig, Abel«, antworte ich ruhig.

»Meine Bahn hatte Verspätung.«

»Ich bin schockiert.« Abel blinzelt mich amüsiert an. Um seinen Mund und seine Augen bilden sich einige Lachfältchen, in seinen Wangen kommen kleine Grübchen zum Vorschein.

»Wenn du mich nur aufziehen willst, dann kannst du gleich wieder gehen«, sage ich gelassen. »Ich habe noch einiges zu tun.«

»Ja?«

»Der Termin mit dem neuen Kunden...« Ich mache ein vielsagende Handbewegung und öffne dann meinen Email-Account, um ihn nach wichtigen Nachrichten zu durchsuchen.

»Ach... natürlich...« Abel nickt und in seinen braunen Augen funkelt es schelmisch.

»Sag mal, wo sind eigentlich die Präsentationsunterlagen, die wir den Kunden mitgeben möchten?«

»Unterlagen?« Ich schaue verwirrt auf.

Hektisch suche ich meinen

Schreibtisch ab. »Ich habe Hilda eben am Telefon gebeten, alles vorzubereiten. Hat sie die Mappen nicht in den Konferenzraum gebracht?«

»Nein.« Abel schüttelt den Kopf.

Ich suche weiter. Wo sind die Dinger dann? Nervös reiße ich verschiedene Schubladen auf, von denen ich sicher weiß, dass sie die Mappen nicht beinhalten können.

Ich ver falle in eine leichte Panik.

»Also, gestern Abend habe ich sie extra auf meinem Schreibtisch liegen lassen und... und Hilda ist doch normalerweise so zuverlässig... ich... ich werde sie sofort fragen...« Ich haste um meinen Schreibtisch herum und stürme auf die Bürotür zu. Abel schnappt nach meinem Handgelenk. Er umklammert es fest und zieht mich mit einem schnellen Ruck zu sich. Ich lande in den starken Armen. Sie schließen sich um mich und drücken mich an seine breite Brust. Die Muskeln spannen sich unter dem weißen Hemd.

»Du bist hinreißend, wenn du dich aufregst.« Er küsst mich.

Der Kuss ist vorbei, bevor ich mich entschieden habe, ob ich mich gegen ihn wehren oder ihn erwidern möchte.

»Du sollst mich nicht immer so aus dem Konzept bringen«, schimpfe ich Abel atemlos. »Du weißt, wie sehr ich das hasse.«

»Ja, ich weiß.« Er grinst mich an. Er ist etwas größer als ich. Vorsichtig lehnt er seine Stirn gegen meine. Das kurze, dunkelblonde Haar kitzelt. Ich betrachte sein Gesicht. Ich kenne es so gut und ich mag es. Sehr sogar.

Seine markanten Gesichtszüge, das ausgeprägte Kinn und die dichten Augenbrauen unterstreichen seine unübersehbare Männlichkeit. Abel ist wahnsinnig attraktiv. Sehr sexy, stark und selbstbewusst. Er ist wie einer dieser alten, amerikanischen Comichelden. Superman.

Ich kann einfach nicht fassen, dass ein Mann wie er sich für jemanden wie mich interessiert.

Aber so ist es.



Abel ist nicht nur der Sohn der Firmengründer und somit mein Chef, seit etwa einem halben Jahr sind wir auch ein Paar. Er hat recht lange um mich geworben. Immer wieder fragte er mich, ob ich mit ihm ausgehen wollte, aber ich lehnte jedes Mal ab. Nicht weil ich ihn abstoßend fand. Ich habe ihm schlicht nicht geglaubt, dass er es ernst mit mir meinte.

Abel war für seinen lockeren Lebensstil bekannt. Er steht offen zu seiner Homosexualität und wenn ihm ein Mann gefällt, dann macht er auch kein großes Geheimnis daraus. Neben all seinen nächtlichen Eroberungen kam ich mir sehr blass und langweilig vor. Warum sollte ich ihm also glauben, dass er sich ernsthaft in mich verliebt haben könnte?

Aber schließlich gab ich nach. Mehr aus Ermüdung als aus fester Überzeugung. Doch ich sollte es nicht bereuen. Mit Abel zusammen zu sein, ist schön. Schön und befriedigend.

Gerade so perfekt, dass es noch wirklich ist. Was will man mehr? Er hält mich immer noch im Arm. Sein Körper ist warm. Ich kann die erhitze Haut unter dem weißen Hemd fühlen. Fühlt sich gut an. »Du lässt dich zu leicht verunsichern«, sagt er mit einem sanften Lächeln auf den Lippen.

Um seine Anschuldigung abzuschwächen, drückt er mir einen kleinen Kuss auf die Wange. Ich verziehe das Gesicht.

»Ich will doch nur alles richtig machen«, verteidige ich mich und klinge dabei wie ein kleines, beleidigtes Kind. Das passiert mir öfter. Vor allem wenn ich mit Abel zusammen bin.

Seine Stärke und sein Selbstbewusstsein sind die Eigenschaften, die mich am meisten zu ihm hinziehen. In meinen Augen machen sie ihn unheimlich attraktiv und begehrenswert... und sie erinnern mich jedes Mal an meine eigenen Schwächen... Manchmal kommt er mir so groß vor... Ich beiße mir auf die Unterlippe.

Abel verteilt kleine Küsschen auf meiner Wange. Federleicht huschen seine Lippen über das rechte Ohrläppchen und meinen Hals. Ich entspanne mich langsam, lehne mich an seine breite Brust und schließe leise seufzend die Augen.

»Ich hab noch viel zu tun...«, nuschle ich halbherzig.

»Ich bin dein Chef und ich bestimme, wann du was zu tun hast...«, raunt Abel.

Seine heiße Zunge streift wie zufällig meine Halsschlagader.

Ich bekomme eine Gänsehaut.

»Das ist sexuelle Belästigung am Arbeitsplatz«, sage ich lächelnd.

»Korrekt.«

Er beginnt gezielt an meinem Hals zu saugen. Da bin ich sehr empfindlich. Tausend Nervenenden scheinen sich genau auf diese Stellen konzentriert zu haben. Ein Feld aus winzigen Sensoren. Alle anfällig für Berührungen. Kleine elektrische Schauer, Impulse, Wellen. Sie verteilen sich, wandern sofort ins Hirn, zum Herzen, in den Bauch und tiefer...

»Abel... nicht hier... wenn einer kommt...« Keuchend blinze ich in Richtung der immer noch offen stehenden Bürotür. Auf den Tratsch der Kollegen kann ich gut verzichten.

»Du weißt, wie sehr mich diese Location anmacht...«, haucht Abel mit tiefer Stimme an meinem Ohr.

Ja, das weiß ich. Sex im Büro ist für ihn das Größte.

Er steht auf das Risiko, entdeckt zu werden. Das Wissen, dass im Raum nebenan die Kollegen ihrer täglichen Büroarbeit nachgehen, während man selbst es auf dem Schreibtisch treibt, ist in seinen Augen sehr reizvoll.

Ich würde mich nicht gerade als prüde bezeichnen, trotzdem bringen mich seine Offensiven gelegentlich in Verlegenheit. Schamlos nutzt seine Hand den Schutz der Dunkelheit und tastet nach meinem Schritt, während wir mit Freunden in einem überfüllten Kinosaal sitzen und bei gemeinsamen Shoppingtouren muss ich ständig damit rechnen, dass er in den Umkleidekabinen über mich herfällt.

Den Höhepunkt seiner Unverfrorenheit bildete jedoch der Golfausflug mit seinen Eltern vor etwa drei Wochen. Wir hatten uns zu einem gemütlichen Brunch im Restaurant des Clubs, in dem seine Eltern treue Mitglieder sind, verabredet.

Nach Champagner und Lachshäppchen stiegen wir in unsere Golfwagen und machten uns auf den Weg zum ersten Loch. Ich hatte noch nie zuvor Golf gespielt und wollte mich natürlich nicht vor meinen Arbeitgebern und Schwiegereltern in spe blamieren. Darum gab ich mir besonders viel Mühe. Abel jedoch schien mein Debüt in diesem edlen Sport nicht wirklich zu unterstützen. Er hatte seine eigenen Ziele und Vorstellungen von einem gelungenen Vormittag auf einem Golfplatz.

Und so lehnte ich schon bald mit dem Rücken an der harten Rinde eines hohen Laubbaums, umgeben von dichten, grünen Büschen und fragte mich verwundert, warum mir meine Hose bis zu den Knöcheln heruntergerutscht war, während Abel vor mir kniete und an meinem Schwanz saugte. Seine Eltern, in der festen Annahme, dass wir auf der verzweifelten Suche nach einem verirrten Golfball seien, durchstöberten nur wenige hundert Meter von uns entfernt ebenfalls ein dichtes Gestrüpp und fragten uns immer wieder, ob wir das weiße, runde Bällchen mittlerweile gefunden hätten?

Allein die Erinnerung an diesen Vorfall treibt mir heute noch die Schamesröte ins Gesicht. Nicht, dass mir Abels Aktivität nicht gefallen würde...

Ich fühle mich nur manchmal etwas überrumpelt.

Vielleicht sollte ich etwas selbstsicherer sein. Mein Freund steht auf Sex und was noch viel wichtiger ist, er steht besonders auf den Sex mit mir. Kein Grund zur Beschwerde, oder?

Abels kräftige Finger tasten gierig über meinen Hintern.

Sofort spüre ich wieder das reflexartige Aufbäumen des keuschen Schutzmechanismus.

Ich drücke Abel hastig von mir. Mein Kopf fühlt sich heiß an.

»Lass mich!«, fordere ich ihn auf. Ich ärgere mich über meine Stimme, die hoch und heiser klingt und über meine kindliche Schamhaftigkeit.

»Max...« Abel sieht mich an. Sein Blick bittet um Verzeihung, kann die Enttäuschung aber nicht ganz verbergen.

»Tut mir leid, wenn ich...«

»Schon okay...« Ich beeile mich und Sorge dafür, dass sich der Schreibtisch

wieder zwischen uns befindet. »Ich bin nur etwas angespannt... wegen dem Termin... du weißt schon...«

»Ja.« Er nickt.

»Aber heute Abend...« Ich lächle ihn vielsagend an.

»Wir können uns viel Zeit nehmen und endlich wieder einmal etwas miteinander unternehmen. Was hältst du von einem kleinen Abstecker in Fredas Bar und anschließend...«

»Max«, unterbricht mich Abel hastig. »Hast du das Abendessen bei meinen Eltern vergessen?«

»Abendessen?«

»Ja.« Er lässt sich in einen der Ledersessel fallen und lächelt spöttisch. »Große Familienvereinigung...« Ein Augenrollen. »Mein kleiner Bruder kommt doch heute nach Hause. Schulferien...« Er grinst. »Wozu schickt man seine Kinder denn in ein Internat, wenn sie einem dann die ganzen Ferien über zu Hause rumhocken und auf die Nerven gehen?«

»Ich weiß nichts von diesem Essen«, sage ich ernst.

Das ist die Wahrheit. Ich höre gerade zum ersten Mal davon.

»Das habe ich dir doch erzählt...«, brummt Abel.

»Hast du nicht.« Hat er wirklich nicht.

Hektisch krame ich in meiner Umhängetasche und hole meinen Kalender hervor. Schwungvoll schlage ich den heutigen Tag auf. Nichts. Keine Notiz.

Ich habe es doch gewusst.

»Siehst du!« Zur Bestätigung halte ich ihm meinen Kalender unter die Nase. Er mustert ihn kurz, muss dann erst grinsen und schließlich herzlich lachen.

»Du hast natürlich recht, Süßer. Ich kann dir gar nichts von diesem Treffen erzählt haben, sonst hättest du es hundertprozentig in deinen Kalender eingetragen – so wie du einfach alles hundertprozentig einträgst...« Er zwinkert mir zu.

Der Spott in seiner Stimme ist nicht zu überhören. Beleidigt klappe ich das Buch zu und lasse es wieder in meiner Tasche verschwinden. Ja, es stimmt, ich mache mir häufig Notizen.

Wann wird der Müll abgeholt? Wann muss ich meine Mutter anrufen? Wann putze ich die Fenster in meiner Wohnung und wann steht die nächste Datensicherung meines PCs an? Ich schreibe mir Erinnerungen, Mahnungen, liebe To-Do-Listen und setze gerne Haken hinter erledigte Aufgaben.

Abel zieht mich gerne mit meiner Pingeligkeit auf. Er fragt mich ständig, ob ich unsere sexuellen Aktivitäten auch so sorgfältig im Voraus plane? Ich reagiere bissig auf seine Neckereien.

Tatsächlich muss ich gestehen, dass ich dem Sex mit Abel in meiner Wochenplanung wirklich eine gewisse Beachtung schenke – jedoch halte ich diese Überlegungen nicht schriftlich fest...

»Wie dem auch sei«, brumme ich beleidigt. »Du hast mir nichts von diesem Abendessen erzählt...«

»Ich entschuldige mich«, raunt er und schenkt mir einen treuerhizigen Blick. »Du kennst mich doch – ich bin eben manchmal etwas unorganisiert...«

»Allerdings.« Ich sehe ihn nicht an.

»Aus diesem Grund passen wir doch auch so gut zusammen«, sagt Abel mit sanfter Stimme. »Du bist wirklich meine bessere Hälfte... du wertest mich auf...«

Widerwillig muss ich mir eingestehen, dass mich seine süßen Worte rühren. Ich lächle ihn kurz an. Ein Zeichen der Versöhnung. Abel deutet es richtig und grinst zufrieden.

»Gut, dann besuchen wir also heute Abend meine Eltern...«

»Eigentlich hatte ich etwas anderes vor...«, gebe ich leise zu.

Erst wollte ich mich mit ein paar Freunden treffen und anschließend hatte ich gehofft gemeinsam mit Abel...

»Es wird nicht lange dauern, Süßer«, versichert mir mein Freund.

»Essen, Plaudern und Interesse heucheln – Fertig! Geht ganz schnell. Anschließend fahren wir zu mir und machen da weiter, wo wir eben aufgehört haben...« Er grinst mich an.

In seinen Augen funkelt es. »Und dann lasse ich kein Nein gelten...« Die dunkle Drohung klingt rau und sanft zugleich.

In meinem Magen kribbelt es angenehm und ich kann schon wieder die Hitze in meinem Kopf rauschen spüren.

»Okay«, sage ich langsam.

Er steht auf und stützt sich mit beiden Armen auf der Tischplatte ab. Sein muskulöser Oberkörper beugt sich zu mir herunter. Ich schmecke die warmen Lippen. Eine stille Vorfreude macht sich in mir breit. Die Erwartung einer lustvollen Liebesnacht.

Mit meinem Freund. Meinem Partner.

»Ich freu' mich, Süßer«, raunt Abel. Seine Hand streicht kurz über meine Wange.

»Ich mich auch«, gebe ich leise zu.

»Schön.« Er spielt mit dem Kragen meines Hemds. Flink öffnen seine Finger den ersten Knopf.

»Viel besser«, sagt er und grinst mich augenzwinkernd an.

Er lässt von mir ab und dreht mir den Rücken zu.

Ich schaue Abel hinterher, als er das kleine Büro verlässt, und seufze lautlos.

Dann widme ich mich wieder meiner Arbeit.

Ja, so ist es, mein Leben.

Es ist gut.

Wie von selbst wandern meine Finger zum Hemdkragen. Sie tasten über die entblößte Haut. Ich zögere. Dann schließe ich den ersten Knopf wieder.

## 2. Kapitel

*in dem sich die Überraschung nicht im Detail,  
sondern im Schrank versteckt*

Es ist neunzehn Uhr.

Wir werden zu spät kommen. Das Abendessen ist auf halb acht angesetzt. Das schaffen wir nicht mehr. Niemals.

Egal wie viele PS sich unter der Motorhaube von Abels BMW X6 verstecken. Fliegen kann er schließlich nicht.

Aber genau diese fehlende Eigenschaft würde uns jetzt zu Gute kommen. Wir stehen im abendlichen Verkehrsstau. Stop-and-go. Der freundliche Radiosprecher warnt vor dem Stau auf der Bundesstraße und rät, ihn weitläufig zu umfahren.

»Klugscheißer!«, zischt Abel und macht das Radio aus.

Irgendwo hupt jemand. Drei Reihen vor uns, wechselt ein dunkelblauer Golf ruckartig die Spur. Auch er erntet ein schrilles Hupkonzert. Ungeduldig trommelt Abel mit den Fingern auf dem schwarzen Lenkrad herum. Echtes Leder. Die gesamte Innenausstattung des Wagens ist vom Feinsten. Die neuste Elektronik, das schickste Design. Ein Traum auf vier Rädern.

Leider merken wir von diesem teuren Fahrspaß gerade relativ wenig. Seufzend schaue ich auf meine Armbanduhr. Der Minutenzeiger schreitet erbarmungslos voran. Er wartet nicht auf uns. Aber Abels Familie tut dies sicher. Und bestimmt recht ungeduldig. Den blockierenden Verkehrsstau können sie uns nicht vorwerfen – Abels Trödelei jedoch schon.

Ich war natürlich pünktlich.

Bereits um zwanzig nach sechs stand ich neben dem silbergrauen BMW in der Tiefgarage und wartete auf meinen Freund – über fünfzehn Minuten. Wie bestellt und nicht abgeholt stand ich in der stickigen Garage zwischen all den teuren Leasingwagen und starrte wie ein Besessener auf die Uhr.

Ich rief ihn auf seinem Handy an. Er versprach mir, sofort runter zu kommen. Er müsste bloß noch seinen Rechner runterfahren und die Büros abschließen. Seine Entschuldigung war recht einfallslos. Er meinte, der Anruf eines Kunden sei ihm dazwischen gekommen. Ich ließ mich nicht auf eine längere Diskussion ein. Wozu auch? Abel weiß, wie sehr ich Warten hasse und ich weiß, dass ich auch mit einem Streit nichts an der Situation ändern kann.

»Mist«, knurrt Abel und wirft nun selbst einen Blick auf die blau leuchtende Digitaluhr in seinem Armaturenbrett.

»Wir kommen zu spät.«

Frühe Erkenntnis, denke ich, verkneife mir jedoch jeden zynischen Kommentar.

»Wieso fahren diese Idioten nicht einfach?«, blafft er und deutet hektisch auf die Automassen vor uns. Eine Frage, die genauso rhetorisch wie dumm ist. Darum verkneife ich mir auch dieses Mal eine Antwort. Stattdessen richte ich mich in dem bequemen Ledersitz auf und streiche mir das dunkle Haar aus der Stirn.

»Ruf deine Mutter an und sag ihr, dass wir es nicht pünktlich schaffen werden.«

Widerstandslos befolgt er meine Anweisung. Iris und Rolf Steiner legen viel Wert auf höfliche Umgangsformen. Vielleicht ist es gerade das, was uns einander so sympathisch macht.

Ich mag Abels Eltern.

Sie sind nicht nur äußerst erfolgreiche Geschäftsleute, sondern auch angesehene Mitglieder der Gesellschaft. Beide sind in verschiedenen Vereinen tätig. Sie engagieren sich für wohltätige Zwecke und kulturelle Festivitäten. Aber auch ihre Rolle als Arbeitgeber erfüllen sie ohne jeden Tadel. Sie sind immer fair, leben und fördern den Teamgeist der Kollegen und achten stets auf ein angenehmes Arbeitsklima. Das Ehepaar Steiner hat die Werbeagentur vor nicht ganz zwanzig Jahren gegründet.

Beide stammen aus vermögenden Familien und so war das nötige Eigenkapital vorhanden, ohne das sich der Wunsch nach Selbständigkeit sonst nur schwer hätte verwirklichen lassen.



Ihr feines Gespür für die Bedürfnisse und Interessen der Menschen sowie für die aktuellen Trends und Moden haben ihnen den Erfolg in der Branche gesichert. Die Steiners wissen, was ihre Kunden hören und sehen wollen. Sie wissen auch, was die Leute auf den Straßen brauchen, und sie haben die nötige Kreativität, um all dieses Wissen wirkungsvoll umsetzen zu können. Abel hat dieses Talent geerbt. Und in einigen Jahren wird er wohl die Agentur von seinen Eltern übernehmen.

Das Verhältnis der drei ist wirklich hervorragend, sowohl privat als auch geschäftlich. Abel versteht sich wunderbar mit seinen Eltern. Er nimmt ihren Rat an und profitiert von ihren Erfahrungen und sie nutzen seine Jugend und seinen Mut, neue Dinge auszuprobieren. Mit der Tatsache, dass ihr Sohn Männer liebt, scheinen sie überhaupt keine Probleme zu haben.

Im Gegenteil. Ich wurde sehr herzlich in ihre Familie aufgenommen. Fast könnte man meinen, sie wären froh gewesen, dass sich ihr Sohn endlich in eine feste Beziehung gewagt hatte. Ihr Zusage und ihre Unterstützung machen mich sehr glücklich.

»Abel?« Iris' Stimme schallt aus den Lautsprechern der Freisprechanlage.

»Hallo, Mama«, sagt Abel. »Ich wollte dir nur kurz Bescheid geben, dass wir etwas später kommen. Wir stecken total im Stau...«

»So etwas haben wir uns schon gedacht.« Sie klingt amüsiert.

Im Hintergrund ist eine fragende Stimme zu hören. Rolf.

»Sie werden sich verspäten, sie stehen im Stau...«, erklärt Iris ihrem Mann. Brummende Zustimmung.

»Wir versuchen, uns zu beeilen«, meint Abel.

»Keine Hektik«, beruhigt ihn seine Mutter. »Wir werden mit dem Essen auf euch warten.«

»Danke.«

»Also, bis gleich.«

»Hoffentlich. Tschau.«

»Mein Vater ist bestimmt sauer«, seufzt Abel, nachdem er aufgelegt hat.

»Er hasst es, zu warten.«

Wie ich, denke ich. Aber darauf nimmst du ja auch keine Rücksicht... »Deine Eltern werden es schon verstehen«, meine ich sanft.

»Außerdem langweilen sie sich bestimmt nicht. Wenn dein kleiner Bruder heute nach Hause gekommen ist, dann haben sie sich doch sicher eine Menge zu erzählen, oder?«

Abel schnaubt. Es klingt kühl und spöttisch.

»Reden? Mit Noah? Das ist kaum möglich.«

Ich drehe den Kopf und sehe ihn an. Prüfend wandert mein Blick über das markante, männliche Gesicht. Die feinen Lachfältchen um die Augenwinkel, das Grübchen im maskulinen Kinn... er wirkt ein bisschen angespannt.

Abel spricht eigentlich nie von seinem kleinen Bruder. Er kommt nicht in den Geschichten vor, die er mir von seiner Kindheit erzählt. Der Junge ist zehn Jahre jünger als Abel, gerade mal achtzehn, und er lebt schon seit sieben Jahren in einem Eliteinternat in der Schweiz. Um ehrlich zu sein, ist das auch schon alles, was ich über ihn weiß.

»Kommst du mit deinem Bruder nicht gut zurecht?«, frage ich vorsichtig. »So kann man das nicht sagen«, meint Abel zögerlich.

»Ich sehe ihn ja kaum... und er ist so viel jünger als ich... ich habe es einfach nie geschafft, eine Verbindung zu ihm aufzubauen...«

»Das ist schade«, sage ich und betrachte sein Gesicht. »Wenn ich an Michael und mich denke...« Ich halte kurz inne und rufe mir das Gesicht meines großen Bruders in Erinnerung.

»Wir hatten zwar häufig Streit, aber im Endeffekt bin ich doch sehr froh, dass es ihn gibt...«

Abel wirft mir einen kühlen Blick zu.

»Das kannst du nicht vergleichen, Max«, meint er. »Michael ist ein vollkommen normaler Kerl. Nett, bodenständig und höflich...«

Er schaut wieder nach vorne, starrt stur auf die Straße.

»Aber Noah ist...«

Ich warte, ob er diesen Satz beenden möchte, als er aber keine Anstalten macht, ergreife ich wieder die Initiative.

»Was ist mit ihm? Ist er einer dieser bockigen, pubertären Teenies?«

»Pubertär?« Abel legt den Kopf schräg. »Würde ich nicht behaupten. Bockig?« Wieder macht er eine Pause. »Hm... stur trifft es eher...«

»Du bist auch stur.« Ich grinse.

»Ja«, gibt er zu. »Aber nicht so wie Noah... er besitzt die Sturheit der Spinner...«

»Spinner?« Ich muss lachen.

»Das war kein Scherz.« Abel macht ein finsternes Gesicht. »Manchmal frage ich mich wirklich, wo der Junge sein Hirn hat. Er ist ziemlich abgedreht, flatterhaft, total kindisch, realitätsfern und unreif.«

In meinem Kopf bildet sich das Bild eines dünnen, kleinen Jungen. Hager und schwächling. Mit großen Augen. Träumerisch und kindlich. Sein Blick ist ins Leere gerichtet. Auf den dünnen Lippen schwebt ein schwaches Lächeln. Ein Lächeln, das irgendjemandem oder irgendetwas gilt, das nur er sehen kann. Mitleid macht sich in mir breit. Mitleid für den unbekanntem Jungen.

»Ein Träumer zu sein, ist doch keine Schande«, nehme ich den Fremden in Schutz.

»Ohne Ziele, Ehrgeiz, Perspektiven, Mut und feste Ansichten durchs Leben zu gehen jedoch schon.« Abel bleibt stur.

»Er hat doch noch Zeit«, meine ich. »Er ist erst achtzehn, ein halbes Kind.«

»So war er aber schon immer«, erwidert Abel. »Er hat sich in all den Jahren nicht verändert und ich glaube auch nicht, dass er noch mal anders wird. Er ist ein Spinner. Als Kind hat er verrückte Dinge gespielt, als Teenie hat er sich verrückte Geschichten ausgedacht und als Erwachsener wird er wahrscheinlich irgendwann erst auf der Straße und dann in einer Anstalt landen...«

Ich sage nichts mehr. Ganz offensichtlich hat Abel eine festgefahrene Meinung zu seinem Bruder, bei der auch kein gutes Zureden hilft.

Ich beschließe, dass dieses Thema keine größere Diskussion wert ist und widerspreche daher nicht. Im Grunde bin ich ja derselben Meinung wie Abel.

Auch ich finde es wichtig, dass ein Mensch weiß, wohin ihn sein Lebensweg führen soll. Jeder sollte wissen, wo er hingehört und was er erreichen kann. Nach den Sternen zu greifen, halte ich nur bedingt für sinnvoll. Wer zu hoch hinaus will, fällt tief.

Selbstverständlich kann man von einem so jungen Menschen keinen detaillierten Lebensplan erwarten. Ich selbst wusste in diesem Alter auch noch nicht, was aus mir werden sollte. Es ist nicht einfach, sich über die Zukunft Gedanken zu machen, wenn man von dem Begriff *Zukunft* und seinem Ausmaß noch gar keine Vorstellung hat.

Wie soll man etwas so Überdimensionales wie den *Rest des Lebens* in einigen kurzen Stichpunkten zusammenfassen? Das ist nicht möglich.

Trotzdem stimme ich Abel zu: Faulheit und kindische Spielchen sollten weder Lösung noch Ziel sein. Und einen Hauch Vernunft und Weitsicht darf man auch von einem unbefangenen Jüngling erwarten.

»Meine armen Eltern kämpfen schon eine ganze Weile mit meinem Bruder und seinem Starrsinn«, erklärt Abel.

»Aber sie kommen nicht an ihn ran. Ihn in die Agentur zu integrieren, haben sie längst aufgegeben. Wahrscheinlich wird er nicht einmal studieren...« Abel schüttelt den Kopf. »Da besucht er eines der besten europäischen Internate und macht nichts aus den zahlreichen Möglichkeiten, die sich ihm bieten... was für eine Verschwendung...«

Eine Ampel schaltet von Rot auf Grün. Sofort setzen sich die Reihen in Bewegung. Auch wir dürfen fahren. Abel lenkt den BMW nach rechts und biegt ab. Eine Weile sitzen wir stumm nebeneinander und beobachten den Verkehr, der sich jetzt ein bisschen lichtet. Es regnet immer noch. Jedoch nicht mehr so stark wie am Morgen.

Die dünnen Regentropfen kullern in einem feinen Rinnsal die Frontscheibe hinunter. In regelmäßigen Abständen werden sie von den flinken, lautlosen Scheibenwischern beiseite geschoben. Mein Blick bleibt an einem kleinen Tropfen hängen, der unbeirrt in weichen Schlangenlinien über das Glas tanzt.

»Ich habe keine Lust auf dieses Familienessen«, knurrt Abel leise.

»Ich würde lieber ein bisschen mit dir allein sein...« Er wirft mir einen kurzen Blick zu. Es funkelt in seinen Augen.

Warme Gefühle regen sich in meinem Bauch. Ich kann ein vertrautes Kribbeln auf der Haut spüren...

»Wir haben die ganze Nacht für uns...«, beschwichtige ich ihn lächelnd.

»Ja...« Seine Stimme ist ein anzügliches Raunen.

Ich lege liebevoll meine linke Hand auf sein Knie.

Vorfreude klopft in meiner Brust. Sie hält die restliche Autofahrt über an und verebbt

auch nicht, als Abel den Wagen in eine lange, gepflasterte Einfahrt lenkt.

Die Steiners bewohnen eine hübsche, große Villa im besten Wohnviertel der Stadt. In gepflegten Gärten stehen gepflegte Häuser und davor parken gepflegte Autos. Gemessen am Standard dieser gehobenen Gesellschaft, könnte man das Haus der Steiners als beinahe schlicht und bescheiden bezeichnen. Das weiße Gebäude besitzt ein rotes, niedriges Dach, breite, hohe Fenster und einen geräumigen Wintergarten. Die Doppelgarage beherbergt zwei Autos. Der Porsche gehört Iris. Der Daimler Rolf.

Im Keller der Villa haben sich die Steiners eine wahre Wohlfühl- und Fitnessoase eingerichtet. Die hauseigene Sauna und der runde Jacuzzi gehören genau wie die Sonnenbank zu den bescheidenen Luxusgütern, die sich die Familie geleistet hat. Der sauber gestutzte Rasen des weitläufigen Gartens ist satt grün und frei von Unkraut. Nichts wächst dort, wo es nicht wachsen soll.

Hübsche Rosensträucher und nett angelegte Blumenbeete verleihen dem Garten das richtige Maß an Farbe und überzeugen mit einer bis ins Detail geplanten Verspieltheit. Neben der hölzernen Terrasse befindet sich ein großer Schwimmteich. Hohe, dichte Schilfgräser ragen aus dem Wasser. Vereinzelt wurden sogar Wasserrosen eingepflanzt. Der See ist viel zu klein für Profischwimmer und ausgedehnte Trainingseinheiten, aber an einem heißen Sommertag kann er eine wunderbare Abkühlung sein. Außerdem ist er der Blickfang des Gartens. Einfach nur schön.

Wir haben schon das ein oder andere Mal auf der Holzterrasse gesessen, gegrillt und bei einer Flasche Rotwein und guten Gesprächen einen lauen Sommerabend genossen.

Ich muss lächeln, als ich an diese schönen Abende vor ein paar Wochen zurück denke.

Abel parkt den BMW vor einem der weißen Garagentore. Mit misstrauischer Miene dreht er den Zündschlüssel um und zieht die Handbremse an.

»Dann mal los...«, brummt er.

»Wird schon nicht so schlimm werden«, sage ich und lege eine Hand auf seine Schulter.

»Hm...« Er schaut mich kurz an und schafft es sogar zu lächeln.

Wir steigen aus. Mit gesenkten Köpfen eilen wir über den gepflasterten Hof auf den Hauseingang zu. Der Nieselregen benetzt unsere Gesichter und unsere Hände. Unter dem Vordach drängen wir uns dicht aneinander. Abel drückt auf den Klingelknopf. Lächelnd wische ich ihm einen Regentropfen von der Stirn. Auch er lächelt. Wir können eine Frauenstimme rufen hören. Einmal. Zweimal. Und noch ein bisschen lauter.

»Noah! Das ist Abel, mach bitte auf... Noah!«

Abel schnaubt leise und ich lege zärtlich einen Arm um seine Hüften. »Noah!«

Keine Reaktion. Die Tür bleibt verschlossen.

»Wahrscheinlich liegt er im Bett, hört viel zu laut Musik und denkt an rein gar nichts...«, knurrt mir Abel ins Ohr.

»Ist ja gut...«, beruhige ich ihn.

Es dauert eine Weile, dann höre ich Schritte hinter der weißen Holztür. Sie kommen eilig näher, werden lauter und deutlicher. Die Tür öffnet sich.

Iris lächelt uns entschuldigend an.

»Es tut mir leid, ihr beiden«, sagt sie freundlich und streckt die Arme nach Abel aus.

»Aber ich war gerade am Telefon und Noah... er hat es wohl nicht gehört...« Abel antwortet nicht, drückt seine Mutter nur kurz an sich und küsst ihre Wange.

Auch ich werde mit einer herzlichen Umarmung begrüßt.

»Max, ich freue mich sehr, dass du gekommen bist.«

»Und ich freue mich darüber, dass Sie mich eingeladen haben.« Ich lächle.

»So genug der Höflichkeiten...« Abel schiebt mich an seiner Mutter vorbei ins Innere des Hauses.

»Wir sind am Verhungern - was gibt's zu essen?«

»Du und deine Ungeduld.« Augenzwinkernd führt uns Iris durch den Eingangsbereich. »Es ist schon alles fertig, wir haben nur noch auf euch gewartet.« Iris schaut über die Schulter und wirft ihrem ältesten Sohn einen vielsagenden Blick zu. »Wie immer eigentlich...«

»Hey, ich kann doch nichts für diesen dummen Stau...«, beschwert sich Abel halbherzig. »Es sind immer die anderen«, tadelt ihn seine Mutter grinsend. »Mal ist es ein Stau, dann hat die Bahn Verspätung, wegen beschädigten Oberleitungen und ein anderes Mal wirst du von einer Schafherde aufgehalten, die mitten auf einer Landstraße steht und dich einfach nicht vorbei lässt.«

»Ich habe eben immer Pech...« Abel grinst schelmisch.

»Und das mit der Schafherde war nicht gelogen...«

Iris lacht. Sie ist sehr attraktiv. Eine große, dunkelblonde Frau mit einem offenen, klugen Gesicht. Ihre braunen Augen schauen stets freundlich und wachsam und ihre wohlgeformten, rosigen Lippen präsentieren immer ein intelligentes Lächeln.

Iris Steiner ist mittlerweile fünfzig Jahre alt, doch man schätzt sie gut und gerne zehn Jahre jünger. Ihre schlanke, sportliche Figur betont sie dezent mit eleganten Röcken und schlichten Blusen. Sie weiß, was ihr steht. Abel hat überhaupt nichts von seiner Mutter. Weder äußerlich noch charakterlich. Er schlägt mehr nach seinem Vater.

Rolf Steiner sitzt im Wohnzimmer. Das Herz des Hauses, bei dem die Mischung aus Gemütlichkeit und Moderne beeindruckt. Ich habe mich vom ersten Augenblick an wohl gefühlt.

»Max, Abel - endlich!« Rolf lässt die Tageszeitung, in der er bis eben gelesen hat, sinken und kommt mit ausgestrecktem Arm auf uns zu. »Wir dachten schon, ihr wärt verschollen...«

Grinsend zieht er seinen Sohn in eine schnelle Umarmung. Die Umarmung zweier Männer, die sich schätzen und respektieren. Rolf ist groß und breitschultrig. Abel hat sein gutes Aussehen und seine Sportlichkeit von ihm geerbt.

Auch das selbstbewusste Auftreten, die charmante Überzeugungskraft und den ehrgeizigen Stolz hat Rolf an seinen Sohn weitergegeben. Die Meinung und die Ansichten seines Vaters sind für Abel Maßstab und Gesetz in einem.

Sein Vater ist sein Idol. Sein Held. Sein Boss.

Ich lächle Rolf freundlich an und ergreife die mir dargebotene Hand. »Hallo Max.« Sein Händedruck ist perfekt. Trocken und warm, sicher und fest. Der Handdruck eines Geschäftsmanns. Ich muss gestehen, Rolf Steiner macht mich immer noch irgendwie nervös. Er wirkt so souverän, so ruhig und gleichzeitig maskulin und charismatisch. In seiner Gegenwart komme ich mir wie ein tollpatschiger Junge vor.

Ich habe ständig Angst, mich zu blamieren oder etwas Falsches zu sagen. Abel beschwert sich über die Dummheit der Autofahrenden Bevölkerung und sein Vater lauscht mit einem amüsierten Lächeln auf den Lippen. Ich verschränke die Arme hinter dem Rücken und warte geduldig, bis man mich einlädt, ebenfalls an dem Gespräch teilzunehmen.



Iris betritt das Wohnzimmer. Sie reicht Abel und mir zwei Gläser und bittet uns, auf dem langen Ecksofa Platz zu nehmen.

»Wir können gleich essen«, sagt sie und sieht mich dabei an. »Es gibt Lasagne – Noahs Lieblingsessen...«

»Ich dachte, Schokoladeneis mit Erdnussbuttersoße und Rosinen ist Noahs Lieblingsessen«, meint Abel spöttisch.

»Das war es auch – als er ungefähr sechs war«, korrigiert ihn seine Mutter.

»Nun, da sich ja sonst auch nicht viel bei ihm geändert hat, dachte ich, das sei ebenfalls gleich geblieben...« Abel zuckt unschuldig mit den Schultern. Sein Vater grinst.

Seine Mutter schüttelt seufzend den Kopf.

»Kann ich Ihnen irgendwie behilflich sein?«, frage ich Iris höflich.

»Lieb von dir, Max«, sagt sie lächelnd. »Aber du bist unser Gast.«

»Das mache ich gerne.«

»Mama, gib' ihm ein paar Servietten, die er auf den Tisch legen darf, dann ist er glücklich und gibt Ruhe.«

Abel grinst mich herausfordernd an. Iris versetzt ihrem Sohn einen nicht ganz ernst gemeinten Klaps auf den Hinterkopf und zwinkert mir dann verschwörerisch zu.

»Komm, Max, solche Frechheiten müssen wir uns nicht gefallen lassen...«

Ich folge Iris in die große Wohnküche, während uns Rolf und Abel einige chauvinistische Sprüche hinterher rufen und sich dabei ganz wunderbar amüsieren.

Iris' Küche ist sehr geräumig. Alles wirkt modern, nichts fehlt und es ist immer tadellos sauber. Alles wurde farblich und stilistisch auf das Gesamtbild abgestimmt. Die Kaffeemaschine passt zum Toaster, die Spülmaschine zum Kühlschrank und die Mikrowelle zum Backofen. Aus eben diesem flimmert im Moment helles, warmes Licht. Ich atme tief ein. »Die Lasagne riecht ganz wunderbar«, lobe ich meine Gastgeberin. »Vielen Dank.« Iris verschwindet in der angrenzenden Vorratskammer und kommt mit einer Flasche Rotwein in der Hand wieder heraus.

»Ich mag Lasagne auch sehr gerne«, erzähle ich und gehe in die Knie, um unser Abendessen schon mal zu begutachten. Neugierig schaue ich durch die gläserne Ofentür und stutze...

Dort im erhitzten Inneren befindet sich keine Lasagne... zwei Socken liegen auf dem Rost.

Zwei graue Socken.

Sie liegen einfach nur da und werden gebacken.

Ich starre mit geöffnetem Mund in den Ofen und weiß nicht recht, was ich nun sagen soll.

»Äh...«, mache ich reichlich verwirrt.

»Was ist denn?« Iris bemerkt meinen Gesichtsausdruck und stellt sich neben mich. Auch sie geht in die Knie und auch sie schaut durch das Fenster in der Ofentür.

»Ach...«, seufzt sie und verdreht die Augen.

Eilig richtet sie sich wieder auf. Mit einer schnellen Handbewegung schaltet sie den leise brummenden Ofen aus.

»Nun, eigentlich bevorzuge ich ja italienische Pasta«, sage ich scherzend. »Aber man soll ja immer wieder mal etwas Neues ausprobieren – und mit etwas Salz und einem frischen Salat schmecken diese Socken sicher ganz wunderbar...«

Iris fällt in mein Lachen mit ein. Es ist ein Verlegenheitslachen – von beiden Seiten.

»Das war Noah«, sagt Iris eilig und öffnet die Ofentür. Sie schnappt sich zwei Topflappen und holt die beiden Strümpfe aus ihrem heißen Versteck.

»Ihr Sohn hat ja einen komischen Geschmack...« Ich lächle.

»Ja...« Auch sie lächelt. »Nun... er ist vorhin spazieren gewesen und... und dabei hat er nasse Füße bekommen. Ich habe ihm gesagt, er soll die Socken sofort ausziehen

und sie trocknen...« Iris zuckt die Schultern. Sie wirkt verlegen, amüsiert und ziemlich erschöpft – eine komische Mischung.

»Wenigstens ist er kreativ...«, versuche ich zu scherzen.

»Das ist er«, sagt sie leise. Dann entdeckt sie die Lasagne, die etwas versteckt weiter hinten auf dem Küchentresen steht.

Die Auflaufform ist offensichtlich abgekühlt.

»Ich denke, unser Abendessen wird sich noch um ein paar weitere Minuten verzögern«, meint Iris.

»Das macht doch nichts.«

»Würdest du so nett sein und fünf Weingläser aus der Vitrine im Wintergarten holen? Du weißt ja, wo sie stehen.«

»Natürlich.« Ich bin froh mich nützlich machen zu können. Herumstehen und Höflichkeiten austauschen macht mich nervös und unsicher. Eilig durchquere ich den Essbereich, dessen Mittelpunkt der lange, einladende Holztisch ist, an dem bis zu zwölf Personen Platz haben. Heute ist für fünf gedeckt. Nur die Weingläser fehlen.

Der Wintergarten wurde nachträglich angebaut. Die Hauswand bildet die eine der vier Wände. Die anderen drei sind genau wie das hohe, schräg abfallende Dach aus Glas. Viele Topfpflanzen bevölkern den großen Raum und verwandeln ihn in eine grüne Oase. Sessel und Sofas laden die Bewohner zu erholsamen Stunden ein und sind neben einer schicken Vitrine und einem großen, alten Schrank die einzigen Möbelstücke.

Ich gehe auf die Vitrine zu. Die Steiners bewahren dort ihre guten Gläser und Porzellanstücke auf. Vorsichtig öffne ich eine der Schranktüren und hole fünf bauchige Rotweingläser hervor. Ich zucke fürchterlich zusammen, als es in meiner Hose auf einmal zu vibrieren anfängt.

Fast hätte ich eines der Gläser fallen gelassen. Mein Herz rast und ich stelle die guten Stücke sicherheitshalber aus der Hand, bevor ich das Telefon aus der Hose fische und den Anruf entgegennehme. »Hallo?«, blaffe ich recht ärgerlich.

»Maxilein?«

Freda.

»Ja«, seufze ich.

»Störe ich?«, fragt mich die tiefe, kratzige Männerstimme.

»Ja.«

»Das will ich auch schwer hoffen«, er lacht rau.

»Du musst schon einen triftigen Grund haben, wenn du deine Freunde einfach so versetzt.«

Der Vorwurf ist nicht zu überhören. Freda mag es überhaupt nicht, nur eine Nebenrolle zu spielen. Das hat er noch nie gemocht.

»Schätzchen, wir veranstalten heute Abend eine herrliche Tombo-la mit aufregenden Preisen...«, erzählt er gerade. Im Hintergrund singt Boy George. Ich kann Gläser klirren hören. Anscheinend ruft er mich direkt aus der Bar an.

»Ich bin bei Abel...«

»... man kann die DVDs ‚Barry Poppins‘ und ‚Schneeflittchen und die sieben Riesen‘ gewinnen und...«

»... wir sind zu einem Familienessen eingeladen. Abel hat mir diesen Termin leider sehr kurzfristig mitgeteilt. Eigentlich plane ich so etwas ja lieber im Voraus, aber...«

»... Trostpreise sind essbare Slips und...«

»... es war Abel wichtig, dass ich ihn begleite...«

»... humorvolle Dildos in Neonfarben.«

»... sein kleiner Bruder ist aus dem Internat zurück und ... humorvolle Dildos?«, frage ich verwirrt.

»Ja, du weißt schon... humorvoll eben... lustig... und in Neonfarben...« Er seufzt gelangweilt.

Wahrscheinlich lehnt er in diesem Moment an der dunklen Theke der kleinen, schummrigen Bar. »Soll ich dir ein paar essbare Slips aufheben?«

»Nein.«

»Sicher?«

»Ja.«

»Es gibt welche mit Lakritzgeschmack...«

»Nein, danke.«

»... und Apfelgeschmack...«

»Freda...«

»... oder Colageschmack...«

»Ich will keine essbaren Slips, Freda!«, rufe ich entnervt.

»Und was ist mit Abel?«

»Wir sind mit unserer normalen Unterwäsche sehr zufrieden, vielen Dank«, zische ich.

»Normale Unterwäsche«, ächzt Freda. »Wie langweilig – die kann man ja nicht essen...«

Gegen dieses Argument komme ich nicht an.

Seufzend schüttle ich den Kopf und schließe die Augen.

»Nun erzähl aber mal«, bittet Freda neugierig. »Was ist das für eine hochseriöse Festivität, auf die du geladen bist?«

»Wir feiern die Heimkehr von Abels kleinem Bruder«, berichte ich schnell. »Wie aufregend.« Ich höre ihn gähnen.

»Familiending eben«, sage ich und zucke die Achseln.

»Wie ist er denn so, der Kleine?«

»Ich hab' ihn noch nicht kennen gelernt«, gebe ich zu und spiele vorsichtig mit einem der bauchigen Weingläser. »Aber wenn Abel recht hat, dann ist er ein verwöhntes, spätpubertäres Jüngelchen, das keinen Plan vom Leben hat und irgendwie ziemlich durchgeknallt ist.«

»Charmant.«

»Ich muss ja nichts mit ihm zu tun haben.« Seufzend trete ich von einem Bein auf das andere. Bestimmt fragt sich Iris schon, wo ich abgeblieben bin. »Aber ich unterstütze Abel und...«

»Und dafür opferst du auch mal einen romantischen Abend und wertvolle Zeit zu zweit«, vollendet Freda meinen Satz.

»Wir haben ja später noch die Gelegenheit, allein zu sein.« Ich schaue auf die Uhr. »Dann könnt ihr ja endlich wieder einmal ausgedehnt...«

»Sag es nicht, Freda«, warne ich gereizt. Ich hasse seine Vulgärsprache.

»...ficken.« Er lässt sich nicht aufhalten. Niemals.

Provokation ist sein Steckenpferd.

Sein Hobby. Seine Leidenschaft. Sie gehört genauso zu ihm, wie seine vielen, verschiedenfarbigen Perücken.

»Freda!«, knurre ich drohend.

»Bumsen?«

»Nein.«

»Vögeln?«

»Lass das!«

»Rammeln, nageln...?«

»Wieso nennen wir es nicht einfach *Sex haben*?«, unterbreche ich ihn laut.

»Max, ich kenne niemanden, bei dem sich *Sex haben* so bieder, sachlich und leidenschaftslos anhört wie bei dir. Man könnte meinen, du zählst gerade die Dinge von deiner Einkaufsliste auf oder beschreibst einen Spaziergang mit deinem Hund...«

»Ich habe keinen Hund.«

»Schätzchen, nun sei nicht kleinlich, ja? Du bist einer dieser Menschen, die während des Sex feststellen, dass sie mal wieder ihre Decke streichen könnten...«

Ich antworte nicht. Das ist eine infame Unterstellung – die nur zum Teil der Wahrheit entspricht.

Ich mag Sex. Ich habe gerne Sex.

Trotzdem sehe ich keinen Sinn darin diese – zugegeben schöne – Nebensache zum Mittelpunkt meines Lebens zu machen. Es gibt noch andere Themen und Inhalte, die es wert sind, beachtet und diskutiert zu werden. Und gedankliche Abwesenheit während erotischer Liebesspiele kann man mir wirklich nicht vorwerfen... nun gut, einmal habe ich bemerkt, dass die Gardinen am Schlafzimmerfenster sehr eingestaubt sind, aber...

Seufzend kratze ich mich am Kopf.

»Ich muss jetzt auflegen, Freda. Mal schauen, ob der mysteriöse Bruder mittlerweile aus seinem Loch gekrochen ist...«

»Sei hübsch höflich«, warnt mich Freda.

»Natürlich.«

»Wir sehen uns morgen?«

»Sicher.«

»Versprochen? Trägst du es in deinen Kalender ein?«

»Klar, schon notiert.« »Und ich soll dir tatsächlich keine essbare Unterwäsche aufheben?«

»Bis dann, Freda.«

Ich lege auf und lasse mein Handy wieder in der Hosentasche verschwinden. Eilig greife ich nach den Weingläsern, drehe mich schwungvoll um und... bleibe wie angewurzelt stehen...

Mein Herz setzt aus... einen Schlag... zwei Schläge... jetzt sind es schon drei...

Will es denn gar nicht mehr pumpen?

Ist das ein Herzstillstand?

Fühlt sich das so an?

Mir ist, als würde ich fallen.

Tief und schnell. Immer weiter.

Ich schwebe in einer heißen Schwerelosigkeit.

Der Magen schwebt und das stille Herz schwebt.

Das stille Herz...

»Hallo.«

Mir gegenüber sitzt ein junger Mann auf dem niedrigen Sofa. Er sieht mich an. Und er lächelt.

»Hallo... du hast mich erschreckt...«, meine Stimme ist ein Quietschen. Das Lächeln des Typs wird breiter.

»Wer... wie... wo...?« Ich schaue mich verwirrt um.

Wo ist er hergekommen? Es gibt nur eine Tür, die in den Wintergarten führt und die befindet sich genau neben der Vitrine. Ich hätte es bemerken müssen, wenn jemand den Raum betreten hätte. War er etwa schon hier? Das ist nicht möglich. Ich habe niemanden gesehen.

Entspannt lehnt sich der Kerl zurück. Er lässt mich keine Sekunde lang aus den Augen... blaue Augen... sehr blau... intensiv und eindringlich...

Ich kann seinen hartnäckigen Blick nicht lange erwidern.

Warmes Blut flutet meinen Kopf... ich bekomme tatsächlich rote Wangen...

Und mein Herz... mein Herz ist doch nicht stehen geblieben.

Harte, schnelle Schläge lassen meine Brust erbeben.

Gleich geht was kaputt, ich weiß es.

Wir schweigen.

Lange.

Zu lange.

Schließlich ergreife ich das Wort, nur damit etwas gesagt wird... ich fürchte, wenn diese Stille noch länger andauert, dann wird er mein hämmerndes Herz hören...

»Wer bist du?«, frage ich vorsichtig.

»Habe ich mich noch nicht vorgestellt?« Seine Stimme ist tief. Sehr tief. Ich bekomme eine heftige Gänsehaut. Er lacht leise. »Nein, das ist aber unhöflich von mir...«

Ein breites Grinsen ziert sein markantes, attraktives Gesicht. Er steht auf und kommt langsam auf mich zu.

Er ist groß. Mindestens 1,90m...

Sein dunkelblondes Haar hängt ihm in weichen, welligen Strähnen ins Gesicht. Es ist lang, reicht ihm fast bis zu den Schultern. Die wohlgeformten Augenbrauen sind amüsiert nach oben gezogen, als er dicht vor mir stehen bleibt und auf mich herab sieht. »Mein Name ist...«, sagt er langsam. Dann hält er inne, verzieht das Gesicht und legt prüfend den Kopf schräg. Er lässt eine Hand in seine Hosentasche wandern.

»Tut mir sehr leid... ein Anruf...«, sagt er entschuldigend und holt ein Handy hervor. Mit kritischer Miene lauscht er eine Sekunde lang dem lautlosen Klingeln, dann hält er sich das Gerät ans Ohr.

»Ja?«, fragt er ernst. »Oh, hallo, wie geht's?«

Eine Pause. Er legt den Kopf in den Nacken und horcht angestrengt. »Ja, ich bin schon wieder Zuhause... ja, alle sind gesund und munter...« Wieder pausiert er und lauscht der Stimme des nicht vorhandenen Anrufers.

»Nein, heute Abend haben meine Eltern ein kleines Abendessen organisiert. Sogar mein Bruder ist gekommen – und sein neuer Freund...«

Nun sieht er wieder mich an... in diesen seltsamen Augen blitzt es hell... ich verstehe langsam...

Seufzend lasse ich die Schultern hängen.



»Ja, ich habe ihn bereits kennen gelernt«, erzählt er im Plauderton.

»Ein wirklich sympathischer Typ, wir haben uns von Anfang an bestens verstanden...«

Er grinst mich an.

»Okay...«, sage ich leise. »Es tut mir leid...«

»Er ist ein lieber Mensch, freundlich und offen...«

»Ich wusste nicht, dass...«, versuche ich mich herauszureden.

»... keiner von diesen Spießern, die einem von vornherein mit vorgefasster Meinung begegnen, nein, so ist er nicht...«

»Ich weiß, dass meine Kommentare unangebracht waren...« Meine Wangen glühen vor Scham. Ich beiße mir auf die Unterlippe. Es schmerzt.

»... und er ist so bescheiden. Er braucht keine Unterwäsche, die man essen kann, er gibt sich auch mit der herkömmlichen zufrieden...«

Es reicht.

Mit einer schnellen Handbewegung stoße ich seinen Arm beiseite und zwingen ihn damit, das Handy sinken zu lassen. Mein Schlag war grob. Es tut mir fast sofort leid. Und wieder schäme ich mich. Verlegen schaue ich auf den Boden. Fliesen. Kalt und weiß. Sauber. Selbst die grauen Fugen sind frei von Schmutz und Staub.»Das war nicht nett...«, sagt der Typ und hält sich den Unterarm.

»Ich... es...«

»Wenn ich mit unsichtbaren Freunden imaginäre Gespräche führe, will ich nicht gestört werden...« Er grinst schon wieder.

Grinst so unverschämt wissend. »Da kann ich dann recht ungemütlich werden«, erklärt er sanft. »So wie verwöhnte, spätpubertäre, durchgeknallte Jüngelchen eben reagieren, wenn sie nicht bekommen, was sie wollen...«

»Noch einmal«, unterbreche ich ihn rasch. »Es tut mir leid, wenn ich dich beleidigt oder verletzt habe, das wollte ich wirklich nicht...«

»Nein, natürlich nicht«, erwidert er spöttisch. »Aber jetzt mal was ganz anderes: Was sind humorvolle Dildos?«

Seufzend schüttle ich den Kopf.

»Ich bin Max Arndt«, sage ich, zwingen mich zu einem steifen Lächeln und strecke ihm meine Hand entgegen. Er zögert nicht und ergreift sie sofort. Seine Augen ruhen wieder auf meinem Gesicht. »Freut mich Max Arndt.« Gott, seine Stimme ist wirklich tief. »Freut mich sehr.«

Er hält meine Rechte in seiner. Seine Hand ist warm und groß. Die Finger sind langgliedrig und kräftig. Man traut ihnen beides zu: den perfekten Umgang mit einem groben Holzbeil und das sensible Spielen einer Symphonie auf dem Piano. Ich betrachte unsere verbundenen Hände.

Verbunden... warme Haut... sanfter Druck...

Wir schweigen.

Und ich fühle mich irgendwie seltsam... es ist mir unangenehm... Warum lässt er mich nicht los?

»Ich...«, sage ich und weiß nicht, wie dieser Satz weitergehen soll.

»Noah«, sagt er.

»Bitte?« Blinzelnd schaue ich auf.

»Mein Name.« Er lacht.

»Oh... ja, ich weiß...«

»Natürlich weißt du das, mein Bruder hat dir ja schon von mir erzählt...« Spott in der tiefen Stimme. Von Trauer und Bitterkeit fehlt allerdings jede Spur. »Nun...« Erneut überkommt mich eine heftige Welle der Verlegenheit.

»Wo... wo kommst du eigentlich so plötzlich her? Ich habe dich nicht bemerkt, als ich herein gekommen bin ...«

Unsicher starre ich unsere Hände an. Er hält mich immer noch. »Ich war schon die ganze Zeit hier«, sagt er lächelnd.

»Ach...?« Ich runzle die Stirn.

»Ja, ich saß dort drüben in dem Schrank und...«

Seufzend entreiß ich meine Hand seinem sanften Griff. Sie ist ganz warm. Ich sehe Noah ernst an. Er macht sich über mich lustig. Das hat er bereits die ganze Zeit getan und ich... ich lasse mich von ihm verunsichern und einschüchtern...

Ungeduldig und ärgerlich über meine eigene Dummheit wende ich mich von ihm ab.

Ich habe mich blamiert. Dieser achtzehn Jahre alte Junge neckt und verspottet mich und ich stehe vor ihm mit roten Wangen, stammelnd und verlegen.

Wie peinlich.

Dieses attraktive Gesicht, die maskuline Gestalt und die strahlend blauen Augen haben mich ziemlich aus dem Konzept gebracht – und dafür schäme ich mich maßlos.

Es ist an der Zeit, mein Gehirn wieder einzuschalten. In den letzten zwei Minuten waren die grauen Zellen jedenfalls nur zusätzliches und unnützes Körpergewicht.

»Deine Mutter wartet auf mich«, sage ich schnell und greife nach den Weingläsern.

»Oh...« Sein Blick folgt meinen Bewegungen. Jede Regung wird registriert. Ich spüre ihn auf meinen Händen ruhen, über meine Unterarme streifen, die Schultern abtasten und schließlich den Nacken berühren...

Erleichtert atme ich aus, als ich den Wintergarten verlasse und den schmalen Flur entlang haste.

Ich habe eine Gänsehaut.

Und mein Kopf fühlt sich heiß an.

»Max!« Iris dreht sich mit fragender Miene zu mir um, als ich das Esszimmer betrete.

Sie beugt sich gerade über den Tisch und zupft an einem bunten Blumenstrauß herum. »Da bist du ja...«

»Es tut mir sehr leid«, entschuldige ich mich rasch und reiche ihr die fünf Weingläser.

»Aber...«

»Aber er wurde aufgehalten...« Ich habe gar nicht bemerkt, dass Noah mir gefolgt ist, doch nun steht er hinter mir im Türrahmen und lächelt seine Mutter entspannt an.

»Ach so...« Iris schaut zwischen uns hin und her. »Dann habt ihr euch also bereits kennen gelernt?«

»Und wie...« Noah sieht mich an.

»Ja«, sage ich mit rauer Stimme. Hoffentlich hält das Bürschchen seinen Mund und erzählt der Familie nicht von meinem wenig ruhmreichen Telefonat mit Freda. Auf diese Peinlichkeit kann ich wirklich verzichten. Ich möchte den guten Eindruck, den die Steiners von mir haben, nicht aufs Spiel setzen. Sie sehen in mir den perfekten Schwiegersohn und ich habe nicht vor, ihre Meinung zu korrigieren.

»Können wir endlich essen?« Abel betritt das Esszimmer, sein Vater folgt ihm. »Sofort«, verspricht Iris und fuchtelt mit ihren elegant manikürten Fingern in der Luft herum. »Setzt euch doch...!« Rolf und ich kommen dieser Bitte sofort nach, Abel und Noah bleiben stehen.

Sie sehen sich an.

Abels Miene ist kühl. Er mustert seinen kleinen Bruder. Mustert ihn von oben bis unten. Man könnte meinen, er sei auf der Suche nach etwas. Vielleicht versucht er etwas zu finden, das ihn an sich selbst erinnert. Irgendeine äußerliche Ähnlichkeit, eine offensichtliche Verbindung... doch die scheint es nicht zu geben. Sie sehen sich nicht ähnlich. Im Gegenteil.

Man sieht deutlich die zehn Jahre Altersunterschied. Abel ist ein Mann – Noah immer noch ein Junge...

Abel trägt schlichte, sportlich elegante Kleidung, eine dunkle Stoffhose und ein enges, weißes Hemd.

Noahs helle Jeans ist ausgewaschen, am Saum sogar ausgefranst und zerrissen, und sein graues T-Shirt hat auch schon bessere Zeiten gesehen.

Ihre Erscheinungen könnten nicht unterschiedlicher sein.

Zwei Brüder... und doch...

Plötzlich geht ein Ruck durch Abels Körper. Seine Muskeln spannen sich an und auf seine Lippen tritt ein steifes Lächeln. Er streckt die Hand nach Noah aus.

»Hey, kleiner Bruder«, sagt er laut. »Schön, dass du wieder zu Hause bist!«

Auch Noah lächelt. Seine Miene ist fast schon milde und nachsichtig. Er seufzt leise, dann ergreift er die ihm dargebotene Hand und lässt sich in eine kurze, feste Umarmung ziehen.

»Hallo Abel...«, sagt er schlicht.

Sowohl Iris, als auch Rolf haben die Szenerie aufmerksam verfolgt. Beide scheinen mit ihrem Ausgang zufrieden zu sein.

»Kommt, Jungs«, ruft Iris ihren Söhnen zu und stellt die Auflaufform auf den Tisch. Die Brüder setzen sich.

»Du hast meinen Freund Max schon kennen gelernt?«, fragt Abel, als er sich von seinem Vater Rotwein einschenken lässt.

»Ja.« Noah nickt. Er sitzt mir gegenüber. Direkt gegenüber. Und er sieht mich an. Ich seufze lautlos und zucke kurz zusammen, als ich Abels Hand auf meinem Rücken spüre. Sie ist zärtlich. Streichelt. Ich drehe den Kopf und sehe Abel an.

Er lächelt.

»Max ist mein Hauptgewinn«, sagt er zu seinem Bruder, ohne dabei den Blick von mir zu nehmen. Ich werde sofort wieder rot und verfluche mein zu gutes Durchblutungssystem. Abel beugt sich zu mir herüber und küsst kurz meine Wange. Ich schließe die Augen, möchte die sanfte Berührung genießen...

»Dann bist du also tatsächlich sesshaft geworden«, stellt Noah ruhig fest. »Irgendwann trifft es jeden«, antwortet Abel. »Irgendwann überfällt sie einen: die große Liebe – und mit ihr die Weisheit. Das wirst du eines Tages auch noch verstehen, Noah... wenn du mal groß bist...« Die letzten Worte sind durchtränkt von Spott und Kälte.

Noah erwidert nichts. Er sieht mich an.

»Ja, wir werden alle älter«, sagt Iris und schneidet die Lasagne in gleichgroße Stücke. »Du nicht«, widerspricht ihr Rolf und grinst charmant. »Du wirst nur schöner...«

»Oh...«, stöhnt Iris und verdreht die Augen. »Euer Vater ist unmöglich...«

Ich lache pflichtbewusst über diese kleine Kabbeleien und lasse mir von Abel den Nacken kraulen.

»So, bevor wir nun essen...« Rolf nimmt sein Weinglas in die Hand. »Ein kleiner Toast...« Er schaut feierlich in die Runde. »Wir trinken auf unsere Familie. Darauf, dass sie jetzt wieder komplett ist und darauf, dass sie immer weiter wächst...«

Er lächelt mich freundlich an. »Auf uns und einen schönen Abend!« Wir wiederholen seinen Ausspruch und prostern uns zu. Mit Bedacht vermeide ich es, mein Gegenüber anzusehen. Stattdessen konzentriere ich mich auf die köstliche Lasagne und auf die Gespräche zwischen Rolf und Abel, die hauptsächlich aus Anekdoten und amüsanten Geschichten aus dem Büroalltag bestehen. Iris unterstützt die Erzählungen mit klugen Kommentaren und ich pflichte Abel bei, wann immer er mich um meine Zustimmung bittet. Nur Noah schweigt die meiste Zeit.

Er isst die Lasagne mit Genuss, trinkt zwei Gläser des teuren Rotweins und scheint den Gesprächen gedanklich nicht wirklich zu folgen. Hin und wieder kann ich seine blauen Augen über mein Gesicht wandern spüren.

Sie streifen meine Haut, fahren durch mein Haar und spielen mit den Knöpfen meines Hemds...

Es stört mich sehr. Macht mich nervös. Macht, dass ich mich unbehaglich fühle.

Unwohl, unsicher... seltsam... ein Gefühl im Bauch... tief im Bauch...

Irgendetwas an seinem Blick ist komisch...

Ich kann es nicht beschreiben...

Und so bin ich auch sehr erleichtert, als er sich nach dem Essen verabschiedet und den Tisch verlässt. Zwei Minuten später hören wir die Haustür ins Schloss fallen.

Er ist gegangen.

»Wir sind ihm wohl zu langweilig...«, stellt Iris scherzhaft fest.

»Dieser Junge hat eben kein Interesse an familiären Angelegenheiten«, brummt Rolf

kühl. »Nun... eigentlich interessiert er sich ja für fast gar nichts...«

»Rolf...« Iris sieht ihn strafend und gleichzeitig flehend an.

Er verstummt, nimmt einen tiefen Schluck aus seinem Weinglas und fängt dann an, über den neuen Wagen eines Kunden zu sprechen. Der Audi ist rot. Die Beschleunigung beeindruckend. Und die Ledersitze sind aus echtem Leder – was wirklich erwähnenswert ist...

Ich lausche aufmerksam.

Taktvoll und interessiert stelle ich die richtigen Fragen. Ich zeige das angemessene Maß an Anteilnahme, als Iris von der schweren Krankheit einer Bekannten erzählt und verpasse nie den Zeitpunkt, über Rolfs kluge Witze zu lachen. Mir entkommt keine Pointe.

Ein schöner Abend.

Inhaltsreiche Gespräche.

Harmonie.

Lachen.

Zufriedenheit.

Als Abel und ich um kurz nach zweiundzwanzig Uhr aufbrechen, schmerzen meine Wangen vom ständigen Lächeln... sie sind ganz steif...

Lautlos aufatmend massiere ich meine verspannten Gesichtsmuskeln.

Als wir im Auto sitzen und die Dunkelheit uns umhüllt, beuge ich mich zu Abel rüber und küsse ihn.

Ein kleiner Kuss. Kurz. Fest. Schlicht.

»Wofür war der?«, fragt Abel schmunzelnd. Er sieht mich an. Sein Gesicht ist ein schwarzer Schatten.

»Einfach nur so«, sage ich, lehne mich zurück und schließe den Sicherheitsgurt.

### 3. Kapitel

*in dem Männer Abendkleider  
und Genies Wollsocken tragen*

Der Mann auf der Bühne ist groß und dünn. Seine Wangenknochen zeichnen sich deutlich unter der fahlen Haut ab. Die kleinen Augen liegen tief in den Höhlen. Langsam öffnet er seinen schmallippigen Mund. Die Stimme ist tief und überraschend voll. Gefühlvoll.

Er singt *Memory* aus *Cats*. Eine traurige Melodie. Mit ernster Miene schaut er in die Ferne. Sein Blick streift achtlos über die Köpfe des Publikums. Wo er wohl gerade ist?

In seiner Vorstellung... in seiner Phantasie...

Das Scheinwerferlicht macht ihn noch blasser und unterstreicht seine Hagerkeit. Neben ihm, auf dem Parkettboden der schmalen Bühne, befindet sich ein kleiner Fernseher. Hell und bunt flimmern die Textzeilen von oben nach unten. Allerdings verzichtet der Mann auf diese Hilfestellung. Er kennt den Liedtext auswendig. Wie gebannt lauschen die Gäste der traurigen Stimme.

»Dieser Olaf ist wirklich eine absolute Spaßbremse«, zischt Freda und verschränkt die Arme vor der Brust.

Ich stoße ihm warnend meinen Ellenbogen in die Seite.

»Ist doch wahr«, sagt er und verzieht das Gesicht. »Immer wenn er seine traurigen Katzenlieder singt, zieht er die Stimmung runter...«

»Er ist ein brillanter Sänger«, nehme ich den unscheinbaren Mann in Schutz.

»Ja«, spottet Freda. »Er ist perfekt... eine Bereicherung für jedes Bestattungsunternehmen...« Kopfschüttelnd ignoriere ich meinen Freund. Olafs tiefe, melodische Stimme schlägt gerade die letzten Takte des gefühlvollen Stücks an. Schwer und langsam schweben die Worte durch den Raum.



Sie dringen in die dunkelsten Winkel, erreichen jeden, berühren auch das stärkste Herz.

Mit traurigem Blick beendet Olaf sein Lied und senkt den Kopf, als das Publikum zu applaudieren beginnt. Eilig verlässt er die Bühne.

»Ein Hoch auf die Bescheidenheit«, sagt Freda böse.

»Du bist doch nur neidisch.« Ich klatsche in die Hände.

»Neidisch? Ich? Pah!«

Freda wendet sich beleidigt von mir ab.

Es ist wahr, er ist eifersüchtig auf den Mann, der außer seiner traurigen Stimme nichts weiter zu bieten hat. Jeden Samstag besucht Olaf Fredas Bar, singt ein einziges Lied, trinkt ein einziges Bier und geht wieder nach Hause.

Er spricht kaum mit jemandem, bleibt eigentlich immer für sich.

»Wahrscheinlich ist er nur ein frustrierter, einsamer Steuerberater«, zischelt Freda und umrundet das Ende der Theke.

Freda mag es nicht, den zweiten Platz zu besetzen. Und schon gar nicht, wenn es um seine Lieblingsdisziplinen geht: *Karaoke-Singen* und *im-Mittelpunkt-Stehen*.

Freda ist stolz auf seine Bar.

Sie ist sein Leben.

Er hat lange und intensiv um und für sie gekämpft. Vor zwanzig Jahren kaufte er den damals leer stehenden Raum im Erdgeschoß eines heruntergekommen Wohnhauses. Das Haus wurde gemeinsam mit den anderen Gebäuden des Viertels zu Beginn der fünfziger Jahre gebaut. Der Krieg hatte diesen Teil der Stadt in Schutt und Asche gelegt. Aus den Trümmern wuchsen die neuen Häuser. Solide, hart und grau.

Als Manfred Ziegelmann den dunklen, verwinkelten Raum kaufte, tropfte eine braune, übel riechende Flüssigkeit von der Decke. Abwasser. Die Rohre waren undicht. Strom gab es keinen. Schimmel kroch die Wände empor und die Toiletten hatten die Angewohnheit, ihren Inhalt auszuspucken, anstatt ihn verschwinden zu lassen. Doch Manfred ließ sich nicht entmutigen.

Er hatte einen Traum. Er wollte eine Bar für Homosexuelle eröffnen. Eine Bar, in der man frei sein durfte. Frei, wild und jung. Manfred wollte einen Ort schaffen, an dem Fremde Freunde sein konnten und Gleichgesinnte eine Familie.

Keine Einsamkeit, keine Zwänge und keine Sorgen.

Scham und Angst mussten vor der Tür bleiben. Für sie war kein Platz. Nicht in dieser Bar.

Manfred war damals etwas über dreißig Jahre alt. Genau weiß ich es nicht. Er hat mir nie sein Geburtsjahr verraten.

»Eine Dame fragt man nicht nach ihrem Alter«, schimpft er jedes Mal, wenn ihn jemand auf dieses Thema anspricht. Oder: »Ich bin wie Wein, ich werde nicht älter, sondern nur besser.« Dann lacht er immer. Er lacht gerne. Laut und viel. Er lacht mit seinen Freunden und über seine Feinde. Und manchmal lacht er auch dann, wenn es nicht wirklich angebracht ist.

Er hat auch damals gelacht und gespottet, als ihm irgendwelche Schwulenhasser die Fensterscheiben eingeschlagen haben.

»Ich kenne einen wunderbaren Glaser«, sagte er grinsend. »Wir hatten vor etwa zwei Jahren eine heiße Affäre... vielleicht bekomme ich ja Prozente, wenn ich ihm einen blase...?«

Die Leute waren wenig erfreut, als sich Manfred in ihrem Viertel niederließ. Man beäugte ihn kritisch, bangte um den Ruf der Nachbarschaft und warnte sogar Eltern davor, ihre Jungen allein auf die Straßen gehen zu lassen.

Dieses fragwürdige Etablissement zog ja schließlich eine ganze Menge zwielichtiger Gestalten an...

»Diese Sorgen kann ich nur nachvollziehen«, meinte Freda damals. »Nehmen wir Chantal als Beispiel... die alte Transe hat nicht einmal den Hauch eines Modegeschmacks... manchmal glaube ich wirklich, sie ist farbenblind...«

Dieser Anblick kann ein armes Kind schon irritieren und für den Rest seines Lebens schädigen...«

Man sammelte Unterschriften und versuchte alles Mögliche, um Manfred und seine Bar zu vertreiben.

Aber der Gesetzgeber berief sich auf seine Paragraphen und erklärte, solange sich Freda an alle rechtlichen Vorgaben halten würde, gäbe es keinen Grund, ihn zu verjagen. Die Leute waren enttäuscht und wünschten sich, Freda würde doch endlich einmal gegen irgendeine Hygienevorschrift verstoßen.

Natürlich hatte Freda Verständnis für diesen Unmut.

»Sie haben sich doch so viel Mühe gegeben«, seufzte er sanft. »Die Sammlung der Unterschriften hat Zeit gekostet... und ich finde es bewundernswert, wenn man bedenkt, wie viele Menschen ihren Namen auf diese Liste gesetzt haben. Das hat schon einiges zu bedeuten, denn die meisten dieser Leute haben große Probleme mit dem Lesen und Schreiben. Es ehrt mich, dass sie wegen mir ihrem Analphabetismus so tapfer entgegengetreten sind...«

Ich kenne diese Geschichten nur aus Erzählungen. Man spricht gerne davon. Nicht, weil es eine besonders schöne Zeit gewesen ist, sondern weil man sie überstanden hat.

Und zwar mit Bravour.

Manfred ließ sich nicht von Graffitischmierereien auf der Eingangstür und auch nicht von Gewaltandrohungen einschüchtern.

»Wenn man einem guten Freund Kotze vom Kinn wischen muss, weil er es selbst nicht mehr kann, weil ein Virus ihn langsam aber zielsicher und unweigerlich tötet, dann lernt man, die Dinge anders zu beurteilen. Prioritäten verschieben sich und große Dinge werden auf einmal ganz klein... und kleine Dinge sehr groß...«

Die Zeiten änderten sich.

Sie änderten sich für Manfred und belohnten seine Hartnäckigkeit. Mit der Renovierung der Häuser wurden die Mieten teurer. Die Leute zogen weg. Über die Jahre bevölkerten immer mehr Künstler das Viertel. Auf einmal war es nicht mehr grau und hart, sondern szenig und angesagt. Die Erdgeschoß- und Kellerräume der Häuser verwandelten sich nach und nach in kleine Restaurants, Bars und Clubs. Die Mehrheit von ihnen zielten auf ein homosexuelles Publikum ab. Freda ist stolz darauf, der Vorreiter und Ursprung dieser Entwicklung zu sein.

Er spricht mit stolz geschwellter Brust von *seinem Viertel*.

»Jedes Reich braucht eine Queen«, sagt er immer und grinst zufrieden. Es gibt hier niemanden, der Freda nicht kennt. Und andersrum genauso. Manfred trägt am liebsten schwarze, strassbesetzte Abendkleider und dazu langhaarige Perücken. Er besteht darauf, dass man ihn Freda nennt.

»Ich habe nichts gegen einen Mann – Gott bewahre, nein«, lacht er vergnügt. »Aber im Namen brauche ich ihn nicht...«

Ich lehne mich an den Tresen und beobachte Olaf, der mit gesenktem Kopf durch den Raum schlurft.

»Hat er dir je verraten, warum er immer so traurige Lieder singt?«

»Nein, und ich habe auch nie gefragt«, meint Freda und reicht mir eine Bierflasche. »Es gibt tausend Gründe für Depressionen... vielleicht hat er einen winzigen Schwanz...«

»Freda!«, zische ich.

»... einen winzigen, verschrumpelten Schwanz...«

»Du bist unmöglich...«

Ich wende mich demonstrativ ab und nippe an meinem kühlen Bier. Ein anderer Mann hat mittlerweile die Bühne betreten. Das Publikum klatscht freundlich. Der Mann verteilt Kuschhände und schnappt sich dann das schwarze Mikrofon. Die Textzeilen von *Waterloo* wandern über den Bildschirm. Er beginnt zu singen.»Toller Song«, seufzt Freda erinnerungsselig.

»Und eine grausame Stimme...«

Er schüttelt sich und wirft dem Kerl auf der Bühne einen angewiderten Blick zu. »Wären ABBA tot, sie würden sich sicher alle vier im Grabe umdrehen...«

Ich stimme ihm innerlich zu, sage aber nichts.

»Nun erzähl aber mal, Schätzchen...« Neugierig beugt sich Freda über die Theke. Die langen, künstlichen Wimpern klimpern verführerisch. Seine Lippen sind knallrot. Eine dicke Rougeschicht liegt auf den Wangen. Ganz schwach ist der dunkle Bartschatten unter dem Make-up zu erkennen. »Wie war dein gestriger Abend?« Ich stelle die Flasche auf einen Bierdeckel und überlege kurz.

»Das Abendessen war wirklich toll«, sage ich. »Abels Mutter hat eine...«

»Schätzchen«, stöhnt Freda und verdreht die mit schwarzem Kajal umrandeten Augen. »Mäxchen, was interessiert mich die Tischdeko deiner Schwiegermama? Ich will nichts von Blumensträußen, Kuchen oder Serviettenfalttechniken hören.« Er sieht mich an und zieht dabei eine dünne, aufgemalte Augenbraue nach oben. »Ich meinte Abel und dich... wie ist es bei euch gelaufen... wie war eure Nacht... wie war der Sex...?« Ich hätte es wissen müssen. Fredas Lieblingsthema. Sex.

Selten gibt es ein Gespräch, in dem es um etwas anderes geht. Er liebt es, über Stellung und Größe zu debattieren, er referiert gerne über die Vor- und Nachteile von Rollenspielen und berichtet zu jeder passenden – und unpassenden – Gelegenheit von seinen reichhaltigen und abenteuerlichen erotischen Erfahrungen.

»Habe ich dir eigentlich schon mal von dem Kerl erzählt, der jedes Mal, wenn er kam, nach seiner *Mama* geschrien hat?« Freda schüttelt sich und verdreht die Augen.

»Ja, hast du«, murre ich. »Und ich verzichte auf eine Wiederholung.« Freda verzieht angewidert das Gesicht. »Das Gleiche habe ich damals auch gesagt... mann, war der Kerl gruselig...«

Der Typ auf der Bühne brüllt schrill in das Mikrofon.

Er trifft nicht einen Ton.

Olaf, der allein an einem kleinen, runden Tischchen sitzt, sieht sogar noch trauriger aus als zuvor. Wahrscheinlich leidet er mit dem armen Lied, dem auf so brutale Weise Gewalt angetan wird. »Okay, zurück zum Thema«, sagt Freda und piekt mir einen spitzen, künstlichen Fingernagel in den Oberarm.

»Wir hatten ein Thema?« Ich reibe mir über den schmerzenden Arm.

»Du und Abel...«

»Abel und ich?«

»Euer Liebesleben... eure letzte Nacht...« Freda strahlt erwartungsvoll. Abweisend verschränke ich die Arme vor der Brust.

»Es war schön«, sage ich kurz und hoffe damit Fredas Neugierde befriedigt zu haben. Eine naive, wenn nicht sogar dumme Hoffnung.

»Schön?«, ächzt Freda. »Schätzchen, wenn man beim Shoppen auf Anhieb ein Abendkleid findet, das aussieht wie Chanel, aber nur die Hälfte kostet, dann ist das schön - Sex sollte doch etwas mehr sein...«

Er trommelt ungeduldig mit seinen langen, roten Fingernägeln auf der dunklen Holzplatte herum.

»Abel ist so ein umwerfender Mann, der kann doch sicher viel bieten.«

Ja, das kann er. Er weiß, welche Knöpfe er wann drücken muss und vor allem wie... Er kennt das Spiel. Er liebt seine Regeln. Abel ist ein wunderbarer Liebhaber. Ich wünschte, ich könnte das auch über mich sagen...

»Der Abend gestern war ziemlich anstrengend«, sage ich. Es klingt wie eine Entschuldigung, wie eine Ausrede... nun, wenn ich ehrlich bin, dann ist es das auch. Ich weiß nur nicht, wen ich damit täuschen will, Freda oder mich?

Freda schnaubt.

»Anstrengend?« Er zieht die Mundwinkel spöttisch nach oben.

»Du hast mit ein paar Leuten zu Abend gegessen, das ist eigentlich nicht wirklich anstrengend... außer ihr musstet euch das Essen vorher selbst jagen.« Ich muss unweigerlich lachen.

»Natürlich nicht«, sage ich grinsend.

»Wenn du dein Essen nicht töten oder aus der Erde graben musstest, warum war es dann anstrengend?«

Freda schüttelt den Kopf zum Zeichen, dass er nicht versteht.

Ich seufze. Und überlege.

Lange.

Mir fällt keine Antwort ein. Keine, die Freda verstehen würde. Keine, die für Freda Sinn macht – keine, die für mich Sinn macht...

»Ich weiß nicht«, murmle ich. Die letzten Klänge von Waterloo schallen aus den Musikboxen.

Das Publikum singt laut mit und beklatscht den Kerl, der auf der Bühne steht und ausladend mit den Hüften kreist. »Es war einfach... seine Eltern sind meine Chefs und... ich möchte, dass sie mich mögen...« Ich seufze.

»Mäxchen.« Freda sieht mich ernst an. »Du bügelst deine Unterwäsche, sortierst deine Kaffeetassen nach Größe, Farbe und Alter und steckst jeden Abend deinen Fernseher aus, um Strom zu sparen – welche Schwiegereltern wären da nicht begeistert?«

Er neckt mich. Macht sich über mich lustig. Das tut er immer. Das hat er schon von Anfang an gemacht.

Ich war zwanzig Jahre alt, als wir uns kennen lernten.

Ein zwanzigjähriger Junge, dünn und grau. Unsichtbar und leise, fast schon stumm.

Es war der Sommer, in dem ich die Schule beendete. Mein Abitur war hervorragend. Ich bekam eine Belobigung und einen Preis. Als ich auf der Abifeier die Bühne betrat, um mir von dem Direktor unseres Gymnasiums die Hand schütteln zu lassen, fragten sich meine Mitschüler ernsthaft, wer denn eigentlich dieser Typ ist, der da für seine guten Noten ausgezeichnet wird?

Meinen Namen kannte kaum jemand.

Warum auch? Ich war ja langweilig.

Jeden Abend saß ich zu Hause und lernte. Im Gegensatz zu den anderen Jungs in meinem Alter interessierte ich mich weder für Fußball noch für Mädchen.

Ich wusste, dass ich schwul war. Das wusste ich schon mit vierzehn. Allerdings war meine sexuelle Abweichung von der Norm nicht der Grund für die soziale Isolation. Ich fand die Themen, Interessen und Scherze meiner Mitschüler einfach nur langweilig. Auf Lästereien, kindische Rebellionen gegen das Lehrerkollegium oder sinnlose Besäufnisse hatte ich keine Lust. Doch auch der stärkste Gegner von Gruppenzwang und Modetrends merkt irgendwann, dass Einsamkeit weder Lösung noch Ziel sein kann... Und so raffte ich all meine Mutreserven zusammen und machte mich eines Abends auf den Weg in die Stadt.

Ich weiß nicht, warum ich mich für Fredas Bar entschieden habe. Vielleicht fand ich das herzförmige Schild über der Eingangstür weniger Angst einflößend als den Türsteher in Lederkluft und mit Reitgerte in der Hand, der vor dem Club *Fleischwaren* stand, oder die zu einem Penis geformten, roten Leuchtstoffröhren, die im Fenster der *Gayblow*-Bar hingen.

Ich ging zur Theke und bestellte ein Bier. Ich hätte lieber ein Glas Wasser gehabt – mein Hals war rau und furchtbar trocken –, doch ich war mir nicht sicher, ob man hier überhaupt ein einfaches Wasser bekommen konnte.

Freda sah mich an. Meine Nervosität wuchs. Ich hatte noch nie zuvor einen Mann gesehen, der einen BH trug.

»Schätzchen«, sagte Freda und seine tiefe Stimme ließ mich zusammen zucken. »Bist du auf der Flucht?«

»Entschuldigung?«

Ich verstand nicht, was dieser Mann von mir wollte. »Bist du auf der Flucht?«, wiederholte Freda ruhig. »Versteckst du dich vor einem eifersüchtigen Ex-Lover oder vor der Polizei?«

»Nein... wieso?«, fragte ich irritiert.

»Na, weil du hier als Streber verkleidet auftauchst.« Freda musterte mich intensiv. »Es muss doch einen triftigen Grund dafür geben, dass du dein hübsches Gesicht hinter einer biedereren Hornbrille und deinen kleinen Knackarsch unter diesen langweiligen Kordhosen versteckst...«

Freda befand, dass ich Hilfe brauchte.

Und Freda befand auch, dass er der perfekte Mensch für diesen Job wäre.

Erklärte mich über die Tiefen und Geheimnisse der Modewelt auf, schärfte mir ein, dass man Braun niemals zu Schwarz tragen durfte, und zeigte mir, wo man Designerkleidung kaufen konnte, die zwar genauso aussah wie Originale, aber nicht den gleichen Preis kosteten. Freda genoss seine Mentorenrolle und ich fragte mich oft, ob dieser Mann mit den aufgetupierten, roten Kunsthaaren mein Segen oder mein Fluch war.



»Schätzchen, es wird wirklich Zeit, dass du dich endlich mal flachlegen lässt«, sagte er eines Tages zu mir. »Wenn du dich nicht ranhältst, wird dein Arsch schlaff, du bekommst Falten um die Mundwinkel und dir fallen die Haare aus – dann fickt dich keiner mehr...« Freda erklärte mir alles, was ich seiner Meinung nach über Sex wissen musste.

»Ich kenne eine wunderbare Technik, mit der du deinen Würgreflex unterdrücken kannst...«

Hin und her gerissen zwischen Scham und Neugierde ließ ich mich von ihm verbal in die aufregenden Weiten der Erotik einführen. Ich weiß bis heute nicht, was uns miteinander verbindet und worauf unsere Freundschaft beruht.

Wir sind so verschieden.

Freda ist laut, wild und lebenshungrig.

Ich bin rational, überkorrekt und denke zu viel. Aber warum sind wir dann Freunde? Ich muss gestehen, ohne Freda wäre ich heute nicht der Mensch, der ich bin. Er sah Seiten an mir, von deren Existenz ich überhaupt nichts ahnte.

Freda schenkte mir Selbstbewusstsein, innere Stärke und einen Mitgliedsausweis für das beste Fitnessstudio der Stadt.

»Warum besuchst du deine Schwiegereltern überhaupt, wenn dich ihre Präsenz nur nervös macht?« Gelauntheit mustert Freda seine Fingernägel.

»Ich mag sie – und ich will, dass sie mich mögen... das ist wichtig...«

»Wichtig?«

»Sie sind meine Arbeitgeber.«

»Du machst deinen Job doch gut und klaust noch nicht mal Büromaterial...«

»Und sie sind Abels Eltern...«

»Braucht Abel erst den Segen von Mama und Papa, um einen hoch zu bekommen?«

»Nein«, zische ich empört. »Aber ihre Meinung ist ihm sehr wichtig. Sie haben ein wunderbares Verhältnis...«

»Eltern-Kind-Beziehung können ganz nett sein«, meint Freda. »Da fällt mir ein, habe ich dir schon einmal von diesem Kerl erzählt, mit dem ich etwas hatte und der immer, wenn er gekommen ist...«

»Ja!«, rufe ich.

Freda verstummt und zuckt mit den Achseln. »Was ist eigentlich mit diesem Bruder?«, fragt er.

»Hm?«

»Du hast doch gestern Abels Bruder kennen gelernt, oder?«

»Ja...« Ich sehe Noah vor mir...

Groß.

Schlank.

Sein Lächeln...

Die blauen Augen... dieser seltsame Blick...

»Und?« Freda gähnt. »Wie ist er so? Pubertär und durchgeknallt?«

»Nun... nein...« Ich schüttele rasch den Kopf. »Ich hatte keine Gelegenheit, um mich richtig mit ihm zu unterhalten... er ist recht früh gegangen...«

»Hatte wahrscheinlich besseres vor«, meint Freda und beobachtet einen jungen Mann, der viel zu enge Jeans trägt.

»Hm...« Ich möchte nicht über Noah nachdenken.

Olaf stellt seine leere Bierflasche auf den Tresen, nickt Freda freundlich zu und schenkt mir ein kleines, scheues Lächeln.

»Bis dann«, sage ich und hebe die Hand zum Gruß. Olaf schiebt sich vorsichtig durch die laut schwatzenden und singenden Männer. Dann ist er verschwunden.

»Wahrscheinlich stellt er sich nun mitten auf die Straße und heult den Mond an«, lästert Freda böse.

»Lass ihn in Ruhe!«

»Ich warne dich, Mäxchen, wenn du nicht aufpasst, dann wirst du in einigen Jahren auch so enden.« Er deutet mit dem Finger auf die Tür, durch die Olaf eben verschwunden ist. »Einsam, bieder und leidenschaftslos...«

»Hör auf!«, zische ich. »Es ist mein Ernst...« Freda sieht mich an. Auf seinen roten Lippen glänzt ein herausforderndes Schmunzeln.

»Du darfst das Feuer in dir nicht verlieren, denn dann wird es kalt... Und alles fängt mit *schönem* Sex an...«

Unser Leben besteht aus festen Strukturen und Abläufen. Wir jagen festen Normen hinterher und befinden uns in einem eng organisierten System. Wir leben nun mal in einer Welt, in der eine Woche sieben Tage hat und sich nicht nach dem persönlichen Zeitplan von Individuen richtet. Die Tagesschau läuft um zwanzig Uhr. Die Supermärkte verkaufen ihre Ware nicht nach Ladenschluss. Busse warten nicht auf verspätete Fahrgäste. Die Freiheit der menschlichen Wesen ist sehr eingeschränkt.

Dieser Gedanke schießt mir immer wieder durch den Kopf, wenn ich nach einem langen Arbeitstag mit Einkaufstüten beladen nach Hause komme, und die Post – meistens Rechnungen – aus dem Briefkasten fische.

Aber es gibt auch Menschen, denen es irgendwie gelingt, dem allumfassenden System zu entkommen. Menschen, für die ein Montag genauso gut oder schlecht ist wie ein Samstag. Menschen, denen die Tagesschau egal ist und die auch eine Viertelstunde auf den nächsten Bus warten, ohne dabei zu murren.

Und so ein Mensch ist Agnes.

Als ich um halb drei nach Hause komme, schläft das unscheinbare Mehrfamilienhaus und in ihm seine Bewohner. Schwarz und leer blicken die Fenster in die Nacht hinaus. Vereinzelt wurden die Rollläden herunter gelassen. Nur in im zweiten Stock scheint noch jemand wach zu sein.

Ich seufze. Agnes ist noch auf.

Vorsichtig schließe ich die Haustür auf und gehe die Treppen nach oben. Im zweiten Stock klinge ich. Fast gleichzeitig suche ich nach Agnes' Wohnungsschlüssel, den ich immer bei mir trage. Sie reagiert nicht, was mich nicht wirklich überrascht. Ich öffne die Tür. »Agnes«, rufe ich. »Ich bin's – Max...«

Keine Antwort.

Leise aufstöhnend gehe ich durch den dunklen Flur.

»Agnes?« Ich betrete das Wohnzimmer. Hier befindet sich die einsame Stehlampe, deren solider Lichtstrahl von der Straße aus zu sehen war. Ansonsten dominiert eine lange Bücherwand den Raum. Mehrere hundert Bücher, dicke, dünne, alte, neue, Taschenbücher und Hardcover, eingebunden in Leinen oder Leder, mit Kunststoffumschlägen und Pappeinbänden, stehen nebeneinander in dem schweren Holzregal. Es ist restlos überfüllt und so haben sich bereits vereinzelt Bücherstapel auf dem Parkettboden gebildet.

Ich achte darauf, nicht über einen dieser wackligen Türme zu stolpern, als ich den Raum durchquere und auf einen alten Sessel zu-gehe, dessen Polster sich langsam aber sicher in seine Einzelteile auflöst. In dem Sessel sitzt Agnes. Sie hat die Beine angewinkelt. Ein großes, schweres Buch ruht auf ihren Knien. An den Füßen trägt sie dicke, ausgeleierte Wollsocken. Das lange, braune Haar hängt ihr wirr ins Gesicht. Ihre großen Augen blicken starr hinter der runden Brille. Sie blinzelt kaum. Wie verzaubert betrachtet sie die aufgeschlagenen Seiten.

Ich schüttele den Kopf und gehe vorsichtig vor dem Sessel in die Knie. Sie hat weder das Klingeln noch mein Rufen gehört. Selbst jetzt, da ich keine zwei Meter von ihr entfernt bin, ist sie sich meiner Gegenwart noch immer nicht bewusst.

Ich mustere ihr kleines, zartes Gesicht.

Agnes ist nicht hier. Sie hat die kleine, dunkle Wohnung und den bequemen, alten Sessel schon vor einer ganzen Weile verlassen.,  
Wo sie wohl gerade ist?

In welchem Land?

In welcher Zeit?

Ist sie ein Abenteurer oder ein Detektiv?

Eine Edeldame oder eine Zauberin?

Ich versuche den Titel auf dem Einband des dicken Buchs zu erkennen, doch Agnes' Beine verdecken ihn.

»Agnes«, sage ich noch einmal vorsichtig.

Ich will sie nicht erschrecken.

»Agnes...«

Jetzt hat sie mich gehört. Sie runzelt die Stirn, starrt immer noch wie hypnotisiert auf die Seiten des Buchs und blinzelt verwirrt. Sie braucht eine Weile, bis sie den Weg zurück in die Realität findet. Dann dreht sie den Kopf und hebt den Blick. Ihre glasigen, grauen Augen erkennen mich.

»Oh...«, sagt sie leise.

»Hallo.« Ich strecke den Arm aus und lege ihr die Hand auf den Kopf. »Wo bist du gewesen?«

»Irland«, antwortet sie sofort.

»War's schön?«

»Nein. Ende des neunzehnten Jahrhunderts sind die Ernten schlecht gewesen und dann herrschte auch noch überall dieser Glaubenskrieg... wir sind fast verhungert...«

»So?«

»Der Vater ist gestorben und nun werden wir wohl nach Amerika auswandern...«

»Verstehe.« Ich tätschle noch einmal ihren Kopf, dann richte ich mich auf und schaue mich suchend in dem kleinen Zimmer um.

»Hast du heute etwas gegessen?«

Sie sieht mich an und überlegt.

»Ja«, sagt sie schließlich.

»Wann war das?«

»Kurz vor dem Wintereinbruch und...«

»Agnes, können wir bitte die allgemeine und aktuelle Zeitrechnung verwenden – dein Buch ist keine besonders gute Orientierungshilfe...«

»Oh... okay...« Sie reckt den Hals und schaut auf die große Wanduhr, die über dem Türrahmen hängt. »Das war... heute Nachmittag... um Fünf oder so...«

Ich schüttele entrüstet den Kopf.

»Und seitdem sitzt du hier?«

»Ja...« Sie umklammert ihr Buch.

Ich seufze wieder und fange an, das benutzte Geschirr aufzusammeln, das achtlos auf den Fußboden gestellt wurde. Agnes folgt mir, als ich den Teller, das Besteck und die bauchige Teetasse in die Küche trage. Ich setze Teewasser auf und hole Butter, Käse und Wurst aus dem Kühlschrank. Erst gestern habe ich die Lebensmittel dort verstaut. Dann schneide ich zwei dicke Scheiben Brot und fange an, sie mit Butter zu bestreichen. Agnes sitzt auf einem der beiden schlichten Küchenstühle und beobachtet mich. Sie erzählt.

Von einem Jack oder John oder so. Ich habe den Namen nicht richtig verstanden. Mit ernster Stimme spricht sie über ihn wie über einen alten Freund. Sie berichtet von seinem Leben und seinen Leiden. Die Worte purzeln ihr nur so aus dem Mund. Sie klingen ehrlich und überraschend leidenschaftlich. Agnes gelingt es mit einfachen, schlichten Worten eine Geschichte zu erzählen, bei der man erst bemerkt, wie sehr sie einen berührt, wenn man mit Tränen in den Augen dasitzt und einfach an nichts anderes mehr denken kann.

Das ist ihre Gabe. Ihr Talent.

»Hier«, sage ich, reiche ihr einen Teller mit den Broten und unterbreche damit ihren Redeschwall.

»Oh...« Sie schaut die Brote an, als sei sie sich nicht wirklich sicher, was sie damit anfangen sollte.

»Iss!«, fordere ich sie streng auf.

»Ja...« Sie gehorcht und nimmt den Teller entgegen. »Wo war ich stehen geblieben?«, fragt sie und legt den Kopf schräg.

»Ach ja... Jack hat nach dem Tod seines Vaters den Hof geerbt und könnte nun seine Jugendliebe Emily heiraten, aber...«

»Agnes«, unterbreche ich sie seufzend und setze mich auf den zweiten Stuhl. »Ich war heute bei Freda. Er war enttäuscht, dass du nicht mitgekommen bist.«

»Oh... wie geht es ihm?« Agnes lächelt.

»Gut... er hat auf Olaf herumgehackt und mich nach meinem Liebesleben ausgefragt... also alles wie immer...«

»»Ja...«

»Es war schade, dass du nicht dabei warst...«

»Ich musste arbeiten...«, meint Agnes seufzend. Sie zupft an dem Käse herum.

»Ja? Und bist du weiter gekommen?« Ich stehe auf und gieße das kochende Wasser in eine Teetasse.

»Nun...« Agnes macht ein unglückliches Gesicht. »Nein, nicht wirklich...« Ich werfe ihr einen mitfühlenden Blick zu.

»Woran kann das liegen?«, frage ich vorsichtig. »Sonst sprudelst du doch auch immer über vor Kreativität...«

Agnes schreibt.

Das macht sie schon sehr lange. Seit Jahren. *Seit immer*, wie sie selbst sagt. Mit neunzehn verfasste sie einen achthundert Seiten langen Roman in nur sechs Wochen. Das Buch wurde zum Bestseller und Agnes zur neuen Ikone der Literaturszene. Man feierte sie als Genie, lobte ihr feines Sprachgefühl, ihre Intelligenz und ihre unbändige Phantasie. Agnes Wildbauer ist ein Star...

und wird wohl doch nie einer sein.

Lesereisen, Signierstunden und Talkshows sind nichts für das zierliche, scheue Mädchen. Sie hat Angst vor fremden Menschen und fremden Orten. In ihrem Kopf begeht sie wahre Heldentaten, in der realen Welt aber macht es ihr Angst, allein den nächsten Supermarkt aufzusuchen. Sie lässt ihre Figuren durch alle Höhen und Tiefen gehen und versteckt sich selbst am liebsten in ihrem warmen Bett...

Sie ist mir ein Rätsel.

»Warum kommst du nicht weiter?« Ich reiche ihr die dampfende Teetasse.

»Das weiß ich nicht«, gibt Agnes zu.

»Der Hauptcharakter der Geschichte soll sich verlieben aber...« Sie bricht mitten im Satz ab und schaut auf das Butterbrot, von dem sie den Käse heruntergezupft hat. »Aber was?« Ich sehe sie an. »Es ist nicht da«, sagt sie ernst.

»Was ist nicht da?«

»Das Gefühl.«

»Gefühl?«

»Das Verlieben.« Ihre grauen Augen bohren sich tief in meine. »Er fühlt es nicht...«

»Nun...« Es fällt mir schwer über das Innenleben einer nicht existierenden Person zu diskutieren. »Du hast doch schon über das Sterben und den Tod geschrieben... und du hast Gefühle wie Neid und Wahnsinn sehr detailliert dargestellt... da wirst du doch wohl die Emotionen eines Verliebten beschreiben können...«

Agnes' Blick ist ernst.

»Dieses Mal ist es anders«, murmelt sie leise.

Sie sieht mich immer noch an.

»Wie war es bei dir, Max?«

»Wie war was?«

»Wie war es, als du dich in Abel verliebt hast?«

Ich schüttele den Kopf.

»Nein, Kleines«, sage ich lächelnd. »Ich bin nicht gut in so etwas... ich kann das nicht beschreiben...«

»Versuch es«, fleht sie. »Bitte!«

»Agnes, ich bin wirklich kein Paradebeispiel was emotionale Dinge betrifft...«

»Du sollst doch nur sagen, wie es sich angefühlt hat. Benutze deine eignen Worte. Sie müssen nicht groß sein und sie müssen auch nicht alles umfassen... sage einfach nur, wie es war, als du dich verliebt hast...«

Ich weiche ihrem aufmunternden Blick aus.

Mir ist klar, dass ihre Bitte eigentlich nicht ungewöhnlich kompliziert ist... und trotzdem...

Mein Hals ist trocken.

Ich denke nach.

»Ich... es war sehr schön...«, sage ich und höre selbst, wie schwach und falsch diese kurze Aussage klingt.

Lachhaft. Aber nicht lustig.

»Schön?«, fragt Agnes zweifelnd.



»Ja...« Ich grinse verlegen. »Ich habe dir doch gesagt, ich kann so etwas nicht beschreiben...«

»Okay...« Sie mustert mich immer noch. In dem Ausdruck ihrer großen Augen liegen viele Fragen. Ich will keine von ihnen hören – ich will keine von ihnen beantworten.

»Du wirst deine Kreativität schneller wieder finden, als dir lieb ist«, versuche ich sie zu beruhigen. »Und dann bist du die ganze Nacht auf und tippst.«

»Ja...« Sie starrt in ihre Teetasse. »Wenn das Gefühl kommt... wenn ich es verstehe...«

Ich habe ein schlechtes Gewissen. Sie hat mich um Hilfe gebeten und ich wollte... oder konnte sie nicht unterstützen.

Eilig stehe ich auf, beuge mich über Agnes und küsse ihre Stirn.

»Ich gehe jetzt nach oben«, sage ich und deute mit dem Zeigefinger auf die Zimmerdecke.

»Und du solltest auch ein bisschen schlafen...«

»Ja...« Sie nickt langsam.

Sie sitzt immer noch in Gedanken versunken auf ihrem Küchensstuhl, als ich durch den dunklen Flur schlurfe und die Wohnungstür öffne.

## 4. Kapitel

*in dem die Sonne scheint und die Geschichte beginnt*

»... Jetzt starten wir gut gelaunt in die neue Woche«, ruft die fröhliche Männerstimme. Ich verdrehe die Augen und werfe meinem kleinen Radio einen gehässigen Blick zu. Das schwarze Plastikteil scheint sich jedoch nicht an meinem Unmut zu stören. Unscheinbar und still steht es auf meinem Küchentisch und summt leise vor sich hin.

Die Männerstimme plappert ungezwungen weiter. »Gleich wird uns der neue Hit von Kate Nash aus den Federn schmeißen, aber zuerst geben wir noch einmal ab an Beate Fliege – unsere Wetterfrau...« Beates weiche Stimme erklingt.

»Guten Morgen, liebe Hörer«, sagt sie langsam. »Wir dürfen uns freuen, die Regenzeit ist vorbei und in der neuen Woche erwarten uns warme Temperaturen zwischen vierundzwanzig und achtundzwanzig Grad...«

Wassertropfen rinnen mir den Nacken herunter. Eilig werfe ich mir ein Handtuch über das nasse Haar. Ich habe gerade geduscht. Es gibt nichts Besseres nach einem schnellen Morgenlauf. Barfuß durchquere ich meinen engen Flur. Abel liegt noch in meinem Bett. Er hat die Augen geschlossen. Seine breite, nackte Brust hebt und senkt sich unter den regelmäßigen Atemzügen.

»Wach auf!«, sage ich und ziehe an der Bettdecke. Sie rutscht ihm bis zum Bauchnabel herunter.

»Hm...«, brummt er.

»Wir müssen uns beeilen!« Ich werfe einen raschen Blick auf den Funkwecker, der auf dem wackligen Tischchen neben meinem Bett steht. Es ist bereits halb sieben.

»Abel...«

Er reagiert nicht. Tut so, als würde er schlafen. Stellt sich einfach taub. Ich beuge mich über ihn und halte ihm die Nase zu.

Prustend holt er Luft und fuchtelt mit den Armen.

Ich muss lachen.

»Du bist ein schlechter Schauspieler«, necke ich ihn.

»Und du bist nicht ganz normal«, nuschelt er.

Seine Stimme klingt rau und verschlafen. »Wie kann man so früh am Morgen schon so aktiv sein?«

»Das Joggen ist mir wichtig«, sage ich ernst. »Und außerdem möchte ich nicht zu spät zur Arbeit kommen...«

»Du bist immer so strebsam«, murmelt er grinsend.

»Das sollte dich als meinen Arbeitgeber doch freuen.«

»Schon, aber seinem Arbeitgeber die Nase zuzuhalten und ihn so brutal aus dem Schlaf zu reißen, ist in den meisten Firmen ein guter Kündigungsgrund.« Abel öffnet gähmend die Augen und streckt seine müden Glieder.

»Du hast nicht mehr geschlafen«, verteidige ich mich.

»Das hast du gewusst?« Abel sieht mich an. »Denkst du, der Prinz hat Dornrösschen auch erst einmal die Nase zugehalten für den Fall, dass sie hundert Jahre lang nur simuliert hat?«

Ich muss lachen.

»Nein«, sagt Abel ernst. »Er hat sie zärtlich geküsst – das ist die Art einen geliebten Menschen aufzuwecken.«

»Tut mir leid, Schatz«, sage ich und lächle ihn an. »Wie kann ich meinen Fehler wieder gut machen?«

Abels Grinsen wird etwas breiter. Er legt den Kopf in die rechte Hand und stützt sich mit dem Ellenbogen auf dem weichen, weißen Kissen ab. Seine Augen funkeln, als er mich ungeniert von oben bis unten mustert.

»Nun, du könntest dein Handtuch fallen lassen und zu mir ins Bett kommen...«,

schnurrt er und klopft einladend mit der flachen Hand auf die Matratze. »Ich muss mich anziehen«, sage ich kopfschüttelnd.

»Ausziehen finde ich besser.«

»Das glaube ich dir sofort«, antworte ich grinsend.

»Komm schon, Max...« Abel schiebt die Unterlippe nach vorne.

Schmollen steht ihm nicht. Dafür ist er zu maskulin...

Ich schüttele noch einmal den Kopf und drehe ihm den Rücken zu. Jeden Abend suche ich mir die Kleider raus, die ich am nächsten Tag tragen will, und lege sie fein säuberlich auf den niedrigen Stuhl, der neben meinem Bett steht. Auch gestern habe ich das getan. Nun durchsuche ich den Kleiderstapel nach den Socken. Ich finde sie. Sie sind hellblau und passen überhaupt nicht zu den braunen Lederschuhen, die ich heute tragen werde.

»Abel«, sage ich scharf. »Hast du meine Klamotten durcheinander gebracht?«

»Vielleicht...« Er grinst schelmisch.

Ich grabsche nach dem knallroten String, der unter meinem weißen Hemd liegt.

»Soll das witzig sein?«, frage ich gereizt.

»Ja.« Er nickt eifrig. »Das sollte ein Scherz sein und ein Test, wie lange du brauchst, bis du merkst, dass irgendetwas nicht stimmt. Freu dich, Süßer, du hast den Test mit Bravour bestanden.«

Hastig stürme ich auf die schlichte Kommode zu, in der ich meine Unterwäsche und Socken aufbewahre.

»Das ist nicht lustig, Abel«, zische ich wütend.

»Also, ich finde es sehr lustig, dass du dich über ein paar vertauschte Socken so aufregen kannst«, meint Abel gelassen und räkelte sich auf der breiten Matratze. »Es sind doch nur Socken... wie kann dich so etwas aus dem Konzept bringen?«

Es stimmt. Eine Kleinigkeit, die meinen Zeitplan sprengt, eine winzige Unstimmigkeit, ein Fehler in meinem durchstrukturierten Tagesablauf und schon und schon falle ich aus meiner Rolle...

»Es geht ums Prinzip«, sage ich schlicht. Mein Ton lässt keinen Widerspruch zu. Das mache ich immer. Ich berufe mich auf *das Prinzip*, wenn mir sonst keine Argumente mehr einfallen...

*Das Prinzip* ... dagegen kann man nichts sagen.

Auch Abel hat eine Waffe gegen auswegslose Diskussionen.

Er richtet sich etwas auf, streckt einen Arm nach mir aus und zieht mir das Handtuch weg.

»Abell«, keuche ich entrüstet und versuche, das Stück Stoff zurück zu bekommen.

Er wirft es auf die andere Seite des Bettes, so dass es sich außerhalb meiner Reichweite befindet. Dann packt er zu. Mit festem Griff umklammert er mein rechtes Handgelenk. Ruckartig zieht er mich zu sich auf das weiße Laken.

Ich kann mir einen kleinen Aufschrei nicht verkneifen.

Halb lande ich auf der breiten Matratze, halb in Abels starken Armen. Er beugt sich blitzschnell über mich und drückt seine Lippen auf meine. Kurzzeitig bekomme ich keine Luft.

In meinem Kopf wird es neblig und in meinem Bauch sehr warm... Abels Art, störende Diskussionen zu beenden, ist wie immer die effektivere. Ich kann nichts dagegen tun, aber als ich unter ihm liege, komme ich mir ein bisschen wie ein Verlierer vor...

Natürlich stimmen Beates Vorhersagen. Warm und freundlich strahlt die Sonne vom Himmel. Ein runder, gleißend heller Feuerball. Keine einzige Wolke ist zu sehen. *Ein ganz besonders schöner Sommertag, an dem wirklich alles möglich ist...*

Zumindest was das Wetter betrifft.

Keuchend haste ich durch die Bahnhofshalle.

Ich bin viel zu spät.

»Du bist viel zu spät, Max«, begrüßt mich Eddi. Das Lächeln auf seinem Gesicht kann man fast schon als unverschämt bezeichnen.

»Ich weiß...«, knurre ich und krame in meinem Geldbeutel nach den passenden Münzen.

»Hatte die Bahn wieder Verspätung?«, fragt er und packt ein Sandwich in eine Papiertüte.

»Nein.« Ich hatte Sex. Mit meinem atemberaubenden Freund, der, nebenbei bemerkt, immer noch in meinem Bett liegt und friedlich schlummert.

»Dann hast du verschlafen?« Eddi gelingt es, seiner Stimme einen wirklich schockierten Klang zu verpassen.

Sein dümmliches Gesicht nimmt einen noch dümmlicheren Ausdruck an als gewöhnlich. »Dass es so etwas gibt...«

Ich lege ihm das Geld auf den Tresen und trete ungeduldig von einem Bein aufs andere.

»Aber manche Tage haben eben etwas besonders an sich«, murmelt Eddi mit übertrieben mystischer Stimme. »Man spürt so etwas sofort.« Er nickt ernst. »Ja, man wacht auf und weiß: Heute ist irgendetwas anders... Heute wird etwas geschehen...« Noch einmal nickt er und macht dabei eine bedeutende Miene. »Ich selbst hatte dieses Gefühl schon häufiger und es hat sich eigentlich immer bestätigt.«

Ich kann mir ein abfälliges Schnauben nicht verkneifen. Was ist diesem einfachen Kaffeeverkäufer wohl Aufregendes passiert? Im Lotto hat er sicher nicht gewonnen, sonst würde er nicht jeden Morgen hinter dieser Theke stehen, oder?

»Hattest du schon einmal so ein Gefühl, Max?« Eddi reicht mir die Papiertüte und den Kaffeebecher.

»Nein«, sage ich.

»Nein?« Er scheint mir nicht zu glauben. »Das ist aber traurig...«

»Ich habe es ziemlich eilig«, nuschle ich und sprinte auf die Ladentür zu. »Man sieht sich.«

»Ja«, ruft Eddi. »Bis morgen...«

Schnaubend haste ich durch die Menschenmenge und mache mich auf den Weg in die Agentur.

Ein besonderer Tag... ein magisches Gefühl... irgendetwas wird geschehen...Sind das nicht Dinge, die man in kitschigen Frauenromanen liest? Sie erwacht und spürt, dass heute alles anders wird... und dann trifft sie *ihn* – gerne in U-Bahnen oder beim Einkaufen, meist in Stresssituationen und sie weiß...

Ich schüttle den Kopf.

Was für ein Mist.

Die einzige Art von Magie, die in dieser Welt wirklich existiert, arbeitet mit gezinkten Karten, doppelten Türen und falschen Spiegeln.

Nicht zum ersten Mal ärgere ich mich über Eddi, der es nicht lassen kann, seine dämlichen Gedanken in mein armes Hirn zu pflanzen. Ich seufze und hebe den Kopf. Der Himmel ist wirklich strahlend blau.

»Ist das Wetter nicht fantastisch?«

Stöhnend lasse ich meine Umhängetasche auf den Boden fallen.

»Jaja, super...«, murme ich und deute auf die Post. »Hast du die schon durchgesehen?«

Es dauert einige Sekunden, ehe Hilda in der Lage ist, dem hohen Fenster hinter ihrem Schreibtisch den Rücken zuzuwenden. Mit einem letzten sehnsüchtigen Blick dreht sie sich zu mir um.

»Ja, ich habe die Post bereits sortiert und dir deine Sachen auf den Schreibtisch gelegt... Ich denke, ich verbringe meine Mittagspause in einer Eisdiele, was meinst du?«

»Klar, warum nicht...« Konzentriert überfliege ich den allgemeinen Terminkalender, der neben Hildas Schreibtisch hängt. Es ist nicht nötig, ich habe die Daten eigentlich alle im Kopf, und trotzdem gehört es zu meiner morgendlichen Routine.

»Hat jemand angerufen? Ein Kunde? Als ich nicht da war?«

»Nein.« Hilda schüttelt den Kopf. »Vielleicht mache ich heute Nachmittag auch etwas früher Schluss und gehe noch für ein oder zwei Stündchen ins Freibad...«

»Gute Idee... und kannst du die Anrufe für Abel bitte zu mir ins Büro umleiten? Er kommt heute später...«

»Natürlich.«

Ich lächle ihr dankbar zu. Meine Umhängetasche schulternd mache ich mich auf den Weg in mein Arbeitszimmer.

»Ach, Max«, ruft mir Hilda hinterher. »Fast hätte ich es vergessen – wie dumm von mir – du hast Besuch...«

Sie zwinkert mir fröhlich zu.

»Was? Besuch?« Ich starre sie irritiert an. Aber ich habe heute Vormittag gar keinen Termin. Ich erwarte keinen Kunden.

In meinem Kalender steht nichts. Nein, das kann nicht sein.

»Wer?«

Hilda widmet sich dem üppigen Blumenstrauß, der auf der Empfangstheke steht. Vorsichtig entfernt sie die verblühten Blätter.

»Finde es heraus...«, sagt sie in geheimnisvollem Ton.

»Hilda...«, brumme ich ungeduldig.

»Ach, ist es nicht ein besonders schöner Sommertag?« Sie sieht wieder aus dem Fenster. »Das haben wir uns verdient... nach dem vielen Regen...«

Schnaubend drehe ich mich um. Mit großen Schritten gehe ich auf meine Bürotür zu. Ich öffne sie ruckartig... und bleibe überrascht auf der Schwelle stehen. Der Raum ist dunkel. Die Jalousien wurden heruntergelassen. Dünn schiebt sich das Sonnenlicht durch die schmalen Ritzen. Seltsame Muster spiegeln sich auf den Wänden und Regalen wider.

Unsicher richte ich den Blick auf den Schreibtisch.

Der schwarze Umriss einer großen Gestalt hebt sich deutlich vor dem halb verdunkelten Fenster ab. Lässig sitzt der Mann in meinem bequemen Schreibtischstuhl. Die langen Beine ruhen auf der Tischplatte. Die Arme hat er vor der Brust verschränkt. Er scheint auf mich zu warten.

»Was...?«

»Es war ein ganz normaler Montagmorgen...«, sagt der Typ mit verstellter Stimme.

»Ich saß in meinem Büro und kämpfte mich durch den Papierkram. Es war langweilig. Draußen regnete es...«

Ein Wahnsinniger.

Hilda hat mir einen Verrückten ins Büro geschickt...

Wozu haben wir eigentlich überall diese beschissenen Überwachungskameras? »Ich rauchte meine letzte Zigarette und trank Kaffee. Er war kalt und schmeckte bitter... dann ging auf einmal die Tür auf und herein kam eine schöne, fremde Frau... sie wirkte aufgebracht und nervös... ihre Aura war geheimnisvoll... sie brauchte ganz offensichtlich meine Hilfe...«



Wütend knalle ich die Bürotür hinter mir zu und betätige den Lichtschalter.

»Was soll der Scheiß?«, blaffe ich. »Was machst du hier? Hast du Drogen genommen? Oder bist du einfach nur durchgeknallt?«

»Ich beantworte deine Fragen in der umgekehrten Reihenfolge: Nein! Nein! Ich wollte dich besuchen!

Und: Das ist kein Scheiß!«

Noah sieht mich breit grinsend an.

Ungeduldig werfe ich meine Tasche auf einen der Ledersessel und umrunde meinen Schreibtisch.

Was will dieser Kerl hier?

»Nimm die Füße runter«, fauche ich ihn an und versetze seinen Beinen einen harten Schlag mit der Faust. Er zuckt kurz zusammen, tut dann aber, was ich von ihm verlange.

»Das hat wehgetan«, erklärt er freundlich.

»Stell dir vor, das sollte es auch«, äffe ich. »Und jetzt steh auf!« Er stützt sich zu beiden Seiten auf die Stuhllehnen und erhebt sich langsam. Aufrecht steht er vor mir.

Der Schauer entsteht irgendwo in meinem Hinterkopf. Es kribbelt und kitzelt. Die dünnen, verzweigten Nervenenden scheinen unter Strom zu stehen. Elektrische Impulse. Sie breiten sich über die Kopfhaut, den Nacken und den gesamten Rücken aus. Immer die Wirbelsäule entlang. Ich unterdrücke ein leichtes Beben. Die kurzen Härchen auf meinen Armen stellen sich auf.

Gänsehaut.

Es kribbelt heftig.

Unter meiner Haut. Direkt darunter.

Mist.

Ich habe vergessen, wie groß er ist.

So groß.

Und schlank.

Und breitschultrig.

Und...

Er schaut auf mich herab. In den blauen Augen funkelt es hell.

Hastig mache ich einen Schritt zurück.

»Okay...«, sage ich, dabei fühlt sich *okay* normalerweise ganz anders an. »Verrätst du mir jetzt, was dieser Auftritt sollte?«

Noah grinst wieder.

»Hast du es nicht erkannt?«

»Nein«, murmle ich und greife nach der ungeöffneten Post, die auf meinem Schreibtisch liegt. Ich lese die Adressen auf den Kuverts. Sorgfältig und konzentriert. Ich behalte nicht ein einziges Wort. »Hast du das aus dem Handbuch *Wie werde ich ein anständiger Psychopath* oder lernt man so ein Verhalten im VHS-Kurs *Stalking für Anfänger?*«

»Nein.« Noah lacht. »Eigentlich sollte es eine dieser typischen Filmszenen sein. Du weißt schon, amerikanische Vierziger-Jahre-Streifen... ein heruntergekommenes Detektivbüro... ein heruntergekommener Detektiv... und eine schöne Frau, die mit gehetztem Gesichtsausdruck in den Raum stürmt...«

»Ja, natürlich...«, murmle ich und beäuge Noah kritisch. Irgendwas an dem Jungen ist nicht normal...

»Vielleicht hast du es nicht erkannt, weil es draußen nicht regnet.«

»Daran wird's gelegen haben...«, spottete ich.

»Rauchen durfte ich leider auch nicht«, seufzt Noah. »Sonst wäre eventuell der Rauchmelder angegangen...«

»Da hatten sie es in den vierziger Jahren schon besser.«

»Allerdings, damals war die Welt noch recht einfach: alles schwarz und weiß...« Er grinst.

Ich erwidere nichts. Mit einer energischen Handbewegung ziehe ich die Jalousien nach oben. Endlich erhellt freundliches Tageslicht mein kleines Büro.

Ich atme auf.

Noah hat sich mittlerweile auf den freien Ledersessel gesetzt und mustert mich nun stumm. Seine langen Beine liegen schon wieder auf der Tischplatte.

»Füße runter!«, sage ich streng.

»Hast du immer diesen Ton drauf?«

»Was für einen Ton?«

»Du klingst wie ein Gefängnisaufseher...«

»Komisch und dabei komme ich mir gerade eher wie ein Kindergärtner vor...«, knurre ich und verdrehe die Augen.

Noah lächelt.

Und sieht mich an.

Unablässig.

Ich starre auf den Computerbildschirm und warte darauf, dass der Rechner endlich hochfährt. Seit wann ist dieses Teil so langsam? Wird mal wieder Zeit für eine Wartung. Ich sollte am besten gleich unseren EDV-Zuständigen benachrichtigen... ja, sofort...

Noahs Blick ruht auf meinem Gesicht.

Seine Augen... die Art wie er schaut... seltsam...

Es ist mir schon am Freitag aufgefallen.

Doch ich kann es einfach nicht definieren. Ich kann es nicht beschreiben. Meine Finger trommeln unruhig auf der Tischplatte herum. Der Takt beschleunigt sich mit wachsender Ungeduld.

Tipp, tipp, tipp, tipp, tipp, tipp... immer schneller...

Warum sagt er denn nichts?

Was will er hier?

Warum schaut er mich so an?

Warum sind seine Augen so blau?

Tipp, tipp, tipp, tipp, tipp, tipp... meine Unruhe wächst...

»Abel ist nicht da...«, sage ich schließlich laut.

»So?« Noahs Stimme ist unheimlich tief.

»Ja«, murmle ich und starre dabei unablässig auf den Computerbildschirm. »Du bist doch sicher gekommen, um ihn zu besuchen...« Nach und nach erscheinen verschiedene Symbole auf meinem Desktop. Sie tauchen einfach so auf. Wie aus dem Nichts. Ich zähle sie im Stillen.

Da ist das kleine, blaue Word-Zeichen... und da, direkt darunter, befindet sich das Symbol des Outlook-Email-Systems...

»Nein«, meint Noah ruhig. »Ich wollte dich sehen.«

Verwirrt blinzelnd drehe ich den Kopf in seine Richtung.

»Was? Aber... warum?«

Er lehnt lässig in dem schwarzen Ledersessel. Seine Hände ruhen auf seinem flachen Bauch. Er hat die Finger miteinander verschränkt. Sehnige, kraftvolle Finger...

Auf den hellen Lippen ruht ein zufriedenes Lächeln.

Und in den blauen Augen...

Hastig wende ich mich wieder von ihm ab. Ich konzentriere mich erneut auf die vielen, kleinen Desktopsymbole. Hm, mein Papierkorb scheint mal wieder voll zu sein. Ich drücke auf die rechte Maustaste und wähle Papierkorb leeren aus. Viel besser.

»Ich wollte mich einfach mal in Ruhe mit dir unterhalten«, meint Noah gelassen. »Wir hatten ja bisher keine Zeit, um uns wirklich kennen zu lernen und – «

»Das ist wirklich freundlich«, unterbreche ich ihn rasch. »Aber ich denke, wir haben sicher noch genug Gelegenheit – «

»Magst du keine Filme aus den vierziger Jahren?«

»Was? Also... nun, im Grunde...«

»Was magst du dann?«

»Da gibt es einiges...«

»Zum Beispiel?«

»Zum Beispiel... Kaffee«, sage ich und seufze leicht überfordert.

»Du magst Kaffee?«

»Ja.«

»Schwarz?«

»Mit Milch.«

»Und Zucker?«

»Ohne Zucker.«

»Okay.«

Stille.

Noah nickt ernst.

Er sieht mich immer noch an. Er sieht mich die ganze Zeit an. Ich lasse den Cursor der Computermaus hektisch über den Desktop kreisen. »Also...«, sagt Noah und beugt sich nach vorne. »Das läuft doch wirklich super, oder?«

»Hm?«

»Wir haben schon ein paar interessante Dinge über einander erfahren.«

»Ach?« Ich runzle die Stirn.

»Ja, du weißt nun, dass ich Filme mag und ich bin über deine Kaffeavorlieben informiert.« Noah scheint wirklich zufrieden zu sein.

»Toll«, spotte ich leise. »Das bringt uns der Seelenverwandtschaft ein großes Stück näher.«

Er lacht und ein warmer Schauer rieselt mir den Rücken runter.

»Okay, Max«, sagt er freundlich.

Ich wünsche mir, er hätte meinen Namen nicht ausgesprochen. Aber er hat es getan... *Max*... mein Name mit seiner Stimme...

»Dann verrate mir doch noch eine Kleinigkeit über dich – was muss ich unbedingt wissen?« Er klingt richtig neugierig.

Ich streiche mir zwei dunkle Haarsträhnen aus den Augen und seufze schwer.

»Über mich gibt es nicht viel zu sagen«, murme ich. »Ich bin langweilig.«

»Das glaube ich nicht«, meint Noah amüsiert.

»Doch, es ist wahr«, sage ich und krame in meiner Umhängetasche nach einem schwarzen, ledernen Brillenetui. »Siehst du, ich trage eine Lesebrille – ergo: langweilig.«

Mit einer schnellen Handbewegung hole ich das schlichte Gestell aus seiner Schutzhülle und setze es mir auf die Nase.

Er lacht wieder. Scheinbar hat er seinen Spaß.

»Die Brille steht dir wirklich gut«, sagt er.

Ich drehe das Gesicht zur Seite. Meine Wangen sind rot. Das ist peinlich. »Wirklich«, seufze ich. »Über mich gibt es nicht viel zu berichten. Ich mag meinen Job, ich mag Pünktlichkeit und ich mag ruhige Montagvormittage. Was ich nicht mag, sind verspätete U-Bahnen und unangekündigte Besuche. Der liebe Gott hat Kalender erfunden, damit wir sie mit Terminen füllen können. Und ich halte mich gerne an Termine.«

Nun sehe ich ihn doch direkt an.

»In diesem Sinne... einen schönen Tag noch.« Mit der ausgestreckten Hand deute ich auf die Bürotür.

»Du magst also Termine?«, wiederholt Noah ernst. Meine wortlose Aufforderung ignoriert er völlig. »Alle oder machst du da Unterschiede?«

»Unterschiede«, antworte ich und verziehe spöttisch das Gesicht.

»Ich bin bekannt dafür, dass ich einigen Terminen gegenüber sehr diskriminierend sein kann.«

Noah lacht.

Er hat schöne Zähne. Alle hell. Alle sauber. Alle gerade... nun, vielleicht sind seine beiden Eckzähne ein bisschen spitz... ein kleines bisschen. Wie bei einem Minivampir.

»So? Aber terminliche Verabredungen nimmst du sehr ernst?«

»Immer.« Ich nicke hastig.

»Sehr clever, die Zeit in Stunden einzuteilen.« Der Ton seiner Stimme verrät, dass er es ganz und gar nicht clever findet. Beleidigt rutsche ich auf meinem Stuhl hin und her.

»Ich weiß nicht, ob es clever ist«, sage ich kühl und betrachte den Jungen mit herablassender Miene. »Aber es ist definitiv vernünftig.«

»Natürlich.« Noahs Augen lassen mich nicht los. »Es ist sogar ausgesprochen vernünftig. Denn wenn wir das Leben nicht in ein festes, sicheres und planbares Muster zwängen, würde es ja vollkommen unvorhersehbare Dinge anstellen und anfangen, sich zu verändern...«

Ich verschränke die Arme vor der Brust. Langsam bin ich mit meiner Geduld am Ende. Es sind nun schon fünfzehn Minuten und siebenundzwanzig Sekunden vergangen, seitdem ich mein Büro betreten habe. Ich muss noch neun Briefe öffnen und bearbeiten. In meinem Email-Postfach befinden sich sieben ungelesene Nachrichten, heute Nachmittag habe ich zwei Kundengespräche und einen Termin mit einem Graphiker und dann wartet auch noch ein halb fertiges Protokoll auf mich, der endlich abgetippt und zu den Akten gelegt werden will.

Ich habe keine Zeit für diese Kindereien. Nein, wirklich nicht.  
»So«, seufze ich und verschränke die Arme vor der Brust. »Das war eine wirklich schöne Exkursion in die kleine Welt der Philosophie.« Ich verziehe angewidert das Gesicht. »Leider hat nicht jeder die Zeit, um über das Universum und das Leben zu diskutieren. Wir sind ständig mit der Praxis beschäftigt, da kommt die Theorie manchmal zu kurz...«

»Wir sind...?«, fragt Noah.

»Wir sind ich und der Rest der arbeitenden Bevölkerung«, blaffe ich genervt. »Du weißt schon: Man arbeitet, um Geld zu verdienen – für Luxusgüter, wie Wasser und Brot.«

»Ich verstehe«, murmelt Noah und grinst nun wieder. »Du hast zu tun.« Er deutet auf den Stapel Post.

»Genau«, sage ich.

»Na, da habe ich aber Glück, dass ich einen Termin bei dir habe, oder?« Noah macht es sich nun richtig bequem. Seine Füße legt er schon wieder auf die Tischplatte.

»Was?« Ich schüttele den Kopf zum Zeichen, dass ich ihn nicht verstanden habe.

»Ich bin froh, dass wir eine Verabredung haben«, erklärt er lässig und wackelt mit den Füßen. »Du bist ein viel beschäftigter Mann, dem es ständig an Zeit mangelt, also – «

»Wir haben keine Verabredung«, unterbreche ich ihn scharf.

»Sicher.« Noah ist vollkommen von seinem Standpunkt überzeugt. »Steht doch alles in deinem Kalender.«

Er strahlt. Strahlt mich an.

Sein Lächeln spiegelt sich in den blauen Augen wieder.

Sie wirken nun sogar noch heller...

Verwirrt greife ich nach dem dicken, schwarzen Lederbuch, das immer in der Mitte meines Schreibtisches liegt. Ich schlage es auf. Da! Heute. Montag...

Ja... tatsächlich... über den Worten *14:00 Uhr – Besprechung mit Herrn Polic; Zentra-Projekt* steht ganz deutlich: *8:00 Uhr Verabredung mit Noah Steiner; Kennen lernen.*

Darunter ist eine kleine Kritzelei zu sehen.

Ich schüttele erstaunt den Kopf.

»Das... das...«

»Du hast gesagt, du hältst dich an deine Termine«, sagt Noah zufrieden.

»Nur an die, die ich auch wirklich ausgemacht habe«, blaffe ich wütend. »Was fällt dir ein, einfach irgendwelche Dinge in meinen Kalender einzutragen?«

»Ich habe nichts gemacht«, meint Noah. Die Unschuldsnummer kommt nicht besonders überzeugend rüber. Schnaubend schlage ich das Buch zu und werfe es zurück auf den Schreibtisch.

»Und diese alberne Zeichnung?«, frage ich bissig. »Was sollte das darstellen?«

»Das sind du und ich beim Kennen lernen«, sagt Noah ernst.

Ich sehe ihn an. Auf einmal kommt er mir sehr jung vor.

Er ist erst achtzehn.

Achtzehn Jahre alt.

Ein Junge.

Da ist Scham in mir. In meinem Magen. Fühlt sich widerlich an. Am liebsten würde ich mich krümmen. Seufzend schließe ich die Augen. Ich versuche, mich zu beruhigen.

»Hör mal, Noah«, sage ich langsam. Ich sehe ihm nicht in die Augen. »Es tut mir sehr

leid, ich... ich würde mich gerne einmal in Ruhe mit dir unterhalten. Du bist... dein Bruder und... es wäre sehr schön, wenn wir uns ein bisschen besser kennen lernen würden. Aber...« Ich seufze noch einmal und breite die Arme aus. »Ich habe unheimlich viel zu tun... und...«

Er richtet sich auf. vorsichtig nimmt er die Füße vom Schreibtisch. Erst den linken, dann den rechten. Die langen Finger streichen einzelne Haarsträhnen aus der Stirn. Er nickt langsam.

»Schon okay«, sagt er und betrachtet den Fußboden. »Ich wollte nur... ich musste das ganze Wochenende daran denken, dass... es hat mich irgendwie gestört, dass du dir bereits vor unserem ersten



Treffen eine Meinung über mich gebildet hattest.«

»Ich...« Unsicher schaue ich zu ihm auf. »Nein, so war das nicht.«

»Doch«, widerspricht Noah ruhig. »Mein Bruder und meine Eltern haben dir von mir erzählt... das ist in Ordnung. Damit komme ich schon klar, aber...« Jetzt dreht er den Kopf. Sein Blick sucht meinen. Die blauen Augen wandern tastend über mein Gesicht.

Wieder ist da etwas...

Wieder knistert es in meinem Hinterkopf...

Wieder rieselt mir ein Schauer den Rücken hinunter...

»Es ist mir wichtig, dass du mich erst kennen lernst und dann verabscheust – die Reihenfolge ist ausschlaggebend.« Er lächelt.

»Ich verabscheue dich doch nicht«, keuche ich hastig.

»Sag das erst, nachdem du mich kennen gelernt hast.« Sein Lächeln wird breiter. Auch ich muss nun grinsen.

»Na gut...«

Noah geht auf die Bürotür zu.

»Dann werde ich dich jetzt arbeiten lassen – sonst gerät noch das Gleichgewicht der Philosophie durcheinander. Die Praxis fordert ihren Tribut.« Ich nicke stumm.

Er sieht mich noch einmal lächelnd an, dann öffnet er die Tür und verschwindet. Ich atme geräuschvoll aus und sacke in meinem Schreibtischstuhl zusammen. Stöhnend schließe ich die Augen und lege den Kopf in den Nacken.

Sekundenlang sitze ich so da.

Was war das?

Dieses Gespräch?

Die ganze Szene?

Was ist hier passiert?

Ist hier überhaupt etwas passiert?

Und bin ich nicht viel zu alt, um bei dem Anblick eines hübschen Jungen so aus der Fassung zu geraten?

Ein Siebenundzwanzigjähriger sollte sich von einem schlanken, attraktiven Körper und blonden, wilden Locken nicht aus der Ruhe bringen lassen.

Schäm dich, Max. Das ist peinlich.

Peinlich, peinlich, peinlich!

Nur sehr widerwillig öffne ich meine Augen.

Lustlos betrachte ich erst die Post als Ganzes und dann alle Briefumschläge einzeln, beobachte die Muster, die mein Bildschirm-schoner auf dem Desktop produziert und schließlich schnappe ich mir erneut meinen Kalender. Ich schlage die heutige Seite auf. Montag.

Noah hat eine schöne Schrift. Sauber und gut leserlich. Die Buchstaben sind weich und rund. Schwungvoll gehen sie ineinander über. Ich betrachte aufmerksam die kleine Zeichnung, die er unterhalb der kurzen Notiz hingekritzelt hat. Es sind zwei schlichte, einfache Figürchen. Sie wurden in Eile gemalt. Schnell und ohne besondere Details. Und trotzdem kann ich uns sehr deutlich in den Karikaturen erkennen. Er scheint gut darin zu sein. Wirklich gut.

Ich betrachte das Bild noch eine ganze Weile. Die beiden Figuren sehen sich an. Sie lachen. Sie scherzen. Sie sehen glücklich aus. Seufzend blättere ich die Seite um.

Was tue ich hier eigentlich?

Genervt überfliege ich die Einträge für die neue Woche. Es wird Zeit, dass ich mich wieder der Arbeit widme.

Jawohl.

Genug Verwirrung für einen Tag – ach was, einen ganzen Monat. Ich streiche mir zwei wichtige Deadlines an und mache mir eine kleine Notiz neben einem wichtigen Termin, als mir auf einmal ein anderer Eintrag auffällt. Am Samstag. Dem kommenden Samstag. Ein kleiner Vermerk.

Kurz und prägnant:

*Kaffeetrinken mit Noah – 15:00 Uhr; Schloßcafé.*

Auf der kleinen Zeichnung neben der Notiz sind zwei Kaffeetasen und ein Stück Kuchen abgebildet.

Ich weiß nicht, was ich sagen soll.

Darum schweige ich.

Ist wahrscheinlich auch besser so – immerhin bin ich ja allein in meinem Büro und Selbstgespräche sind nun wirklich nicht sehr gesund.

Ich schüttele ziemlich verwirrt den Kopf und starre meinen Kalender an. Termine.

Ich mag Termine.

Ich halte mich an Verabredungen.

## 5. Kapitel

*in dem wir mit einer Diagnose konfrontiert werden*

Der Junge, der mir gegenüber sitzt, ist schrecklich blass. Er starrt mit glasigem Blick auf die im Schoß gefalteten Hände. Seine aschfahlen Lippen sind trocken und rissig. Schweißperlen glänzen feucht auf der fahlen Stirn. Leicht benommen lehnt er am Oberkörper seiner Mutter. Die besorgte Frau hat einen Arm um den Jungen gelegt und streichelt ihm beruhigend übers Haar.

»Was hat er denn?«, fragt eine ältere Dame, die neben der Mutter sitzt. Sie mustert den Jungen neugierig.

»Magenschmerzen«, sagt die Mutter kühl. Sie schaut demonstrativ auf ihre Armbanduhr.

»Armer Kleiner«, murmelt die Alte und lächelt den Jungen an. Ihre gelben Zähne blitzen hervor. Das Kind sieht zur Seite.

»Hast du etwas Falsches gegessen?«, möchte die Alte wissen.

»Wir hoffen, dass der Arzt das herausfinden wird«, antwortet die Mutter. »Kinder kennen ja keine Grenzen, wenn es um Schokolade und so geht. Sie lieben dieses ungesunde Zeug...«, sinniert die Frau. »Hm...« Die Mutter schaut erneut auf ihre Uhr und reckt unruhig den Hals. Sie versucht einen Blick auf die Tür des Untersuchungszimmers zu erhaschen.

»Wie lange warten Sie schon?«, fragt die Alte. »Fast eine halbe Stunde«, murrte die Mutter. »Die Schule hat mich auf der Arbeit angerufen und gesagt, Fabian ginge es nicht sehr gut. Ich habe sofort alles stehen und liegen lassen und nun... nun sitzen wir hier und es geht einfach nicht weiter...«

»Das ist normal«, beschwichtigt sie die Alte ungerührt.

»Ich kenne das schon. Ich bin hier fast wöchentlich. In meinem Alter wird man halt von vielen gemeinen Wehwehchen gequält. Seit Jahren macht mir meine Hüfte zu schaffen und ich habe Arthrose in beiden Knien.

Vom Rheuma in den Fingern und den Rückenschmerzen fange ich erst gar nicht an...« Sie schüttelt ergeben den Kopf und seufzt. Die Mutter tätschelt ihrem Sohn die Schulter und starrt um Fassung ringend zur Decke.

Ich zwingen mich, den Blick von dem weißen Gesicht des Kindes abzuwenden. Ungeduldig schaue ich aus dem Fenster. Draußen ist ein wunderschöner Tag. Um die brennenden Sonnenstrahlen fernzuhalten, hat man die Jalousien halb geschlossen. Trotzdem ist es in dem kleinen, schlauchartigen Wartezimmer unerträglich stickig.

Der stark übergewichtige Herr, der allein in der Ecke sitzt und in einer Automobilzeitschrift herumblättert, schwitzt sehr. Ich gebe mir große Mühe, den unangenehmen Körpergeruch zu ignorieren. »Angefangen hat es, als ich fünfundfünfzig wurde«, erzählt die Alte mit krächzender Stimme.

Ich schaue auf meine Armbanduhr. Seit einer Dreiviertelstunde sitze ich nun schon in diesem Wartezimmer.

Ich wackele mit dem Fuß.

Der Junge seufzt wieder.

»Am Anfang habe ich die Rückenschmerzen gar nicht richtig wahrgenommen«, sagt die Alte und verzieht theatralisch das Gesicht. Mit spitzen Fingern blättere ich die abgegriffenen Seiten einer Illustrierten um. Die Zeitschrift ist längst veraltet. Das Liebespaar, das in dieser Ausgabe noch schillernd und lobend gefeiert wurde, ist heute bereits getrennt und liefert sich im Moment einen hässlichen Rosenkrieg. Ich schlage die Zeitung zu und werfe sie achtlos zurück auf den Stapel.

»Der Schmerz zog sich schließlich die gesamte Wirbelsäule entlang und...« Wie hypnotisiert starre ich die klinisch weiße Holztür an, hinter der sich das ärztliche Untersuchungszimmer verbirgt. Sie bleibt geschlossen. Im Empfangsbereich huschen die Sprechstundenhilfen hin und her. Alle zwei Minuten klingelt das Telefon. Eifrig notieren sich die Damen Termine und geben Auskünfte. Hin und wieder betritt auch ein neuer Patient die Praxis.

Meist sind es ältere Herrschaften, die sich lautstark über ihre Knochen beschwerten und den Arzthelferinnen bekannt zu sein scheinen. »Wie lang muss man heute warten?«, will ein Mann wissen, der sich auf seinem Gehstock abstützt und schwer atmet.

»Herr Doktor Richter ist leider im Moment sehr beschäftigt«, sagt die junge Frau höflich und beugt sich dabei etwas über den hohen Thekentisch. »Aber wenn Sie eine halbe Stunde warten möchten...« Sie deutet auf den Durchgang zum Wartebereich. Der Alte nickt. Keuchend und ächzend humpelt er zu uns herüber.

Ich stöhne lautlos und starre genervt zur Decke.

»Rheuma ist schrecklich«, meint die Frau, die ihren Monolog nicht ein einziges Mal unterbrochen hat. »Wenn man es erst hat, dann bleibt es auch für immer.«

Die weiße Tür öffnet sich.

Ich richte mich auf und greife automatisch nach der Umhängetasche, die auf dem Stuhl neben mir liegt. Der Arzt ist ein kleiner Mann, dessen Beine viel zu kurz für seinen Oberkörper wirken. Er erinnert an eine übertrieben alberne Comicfigur. Mit wichtiger Miene rückt er die schwarze Hornbrille zurecht, die auf seiner Nase sitzt und streicht seinen sauberen Arztkittel glatt.

»Okay, Herr Ziegelmann, dann überweise ich Sie wie besprochen an einen Spezialisten – Sie kennen das Prinzip ja.« Er lächelt höflich. »Nein, ich bin bestens aufgeklärt«, sagt die tiefe, rauchige Stimme, die mir so vertraut ist.

Ich stehe auf und trete eilig näher.

»Und?«, frage ich leise.

»Oh hallöchen, Schätzchen.« Freda strahlt mich an. »Da bist du ja. Ich hatte schon befürchtet, die Langweile hätte dich dahingerafft. Sie müssen wissen«, sagt er an

den Arzt gewandt. »Max ist sehr ungeduldig – er hat einfach für gar nichts Zeit.« Er lächelt charmant und zupft sich die rotblonde Perücke zurecht. »Hm, ja...« Der Doktor sieht etwas verunsichert aus. »Es tut mir leid, dass du so lange warten musstest, Mäxchen, aber ich bin vollkommen unschuldig. Doktor Richter wollte mich

einfach nicht gehen lassen.« Freda klimpert charmant mit seinen langen, falschen Wimpern. »Der gute Mann hat ganz offensichtlich einen Narren an mir gefressen.« Er verzieht den rot geschminkten Mund zu einem breiten Grinsen, als das Gesicht des Arztes leicht rosa anläuft.

»Ständig wollte er, dass ich mich *freimache*...«

Ich kneife Freda warnend in den Oberarm und lächle den Doktor entschuldigend an. »Wir danken Ihnen für Ihre Mühen«, sage ich betont höflich. »Keine Ursache«, erwidert Herr Richter ebenso förmlich. »Bitte vergessen Sie Ihren Überweisungsschein und die Rezepte nicht.«

Er reicht Freda die Hand. »Wir sehen uns dann in zwei Wochen?« »Es kann Ihnen ja gar nicht schnell genug gehen...«, schnurrt Freda. Der Mann wirkt schrecklich verlegen. Er weicht Fredas Blick aus und nickt mir kurz zu, dann verschwindet er wieder in seinem Untersuchungszimmer und die junge Arzthelferin ruft den blassen Jungen auf.

»Und?«, frage ich, als wir endlich die stickige, nach Keimen und Desinfektionsmittel riechende Praxis verlassen.

»Und was?« Freda setzt sich eine riesige, schwarze Sonnenbrille von Prada auf die Nase.

»Was hat der Arzt gesagt?«

»Was soll er denn schon groß sagen?« Freda zuckt gelassen mit den Schultern. »Ich sterbe – aber das weiß ich ja schon längst.« Stöhnend verdrehe ich die Augen.

»Freda, ernsthaft...«

»Ernsthaft?«, wiederholt er mit hoher Stimme. »Denkst du, ich scherze, wenn ich über den Tod spreche?« Er streicht sich theatralisch eine falsche Haarsträhne aus dem Gesicht.

»Nein«, seufze ich. »Ich möchte einfach nur wissen, welche Therapiemethoden der Arzt vorgeschlagen hat.«

»Nun...« Freda gähnt herzhaft. »Eigentlich hat er mir nur gesagt,

dass ich wieder zu einem Onkologen gehen sollte. Wahrscheinlich bekomme ich noch einmal Chemo... oh, sollen wir uns ein Eis kaufen? Da drüben ist eine schicke, kleine Eisdiele, dort gibt es furchtbar leckere Waffeln und einen spanischen Kellner, der –  
»Nimmst du deine Medikamente?«

»Viagra und LSD?«

»Freda?«

»Natürlich nehme ich die dämlichen Pillen«, ächzt Freda.

»Und warum ist der Krebs dann wieder da?«

»Keine Ahnung, Max.« Freda packt meinen linken Unterarm und zerrt mich hinter sich her. »Sehe ich aus wie eine kleine Krankenschwester? Nein. Obwohl ich vor vier Jahren einmal als Schwester zum Karneval gegangen bin. Ich glaube, das Kostüm habe ich noch – soll ich es dir leihen?«

»Zwei Jahre lang war alles in Ordnung...«, murmele ich.

»Tja, Krebs kann immer zurückkommen – vielleicht fühlt er sich bei mir besonders wohl – ich bin ein gastlicher Mensch... Also, Abel hätte sicher seine Freude, wenn du ihn als ungehorsame, kleine Krankenschwester überraschst...«

»Ingo hat sich schreckliche Sorgen gemacht«, sage ich ernst. »Er klang ganz aufgelöst, als er mich heute Morgen angerufen hat.«

»Mein Neffe ist eine kleine Heulsuse«, schimpft Freda liebevoll.

»Ich sehe die Szene schon bildlich vor mir: *Wo haben Sie Schmerzen? Wo tut es weh?... Ach, ich verstehe, dann ziehen Sie bitte Ihre Hose aus....*«

Freda schenkt mir ein vielsagendes Lächeln. Ich verziehe das Gesicht. Ingos Anruf erreichte mich kurz nach elf Uhr. Er sagte, sein Onkel hätte die ganze Nacht über starke Schmerzen gehabt, würde sich jedoch weigern, einen Arzt aufzusuchen. Zu zweit schafften wir es dann doch, Freda zu überreden.

Jetzt scheint es ihm besser zu gehen.

Entweder sind die Schmerzen weg oder aber er hat mittlerweile gelernt, sie vor seinen Mitmenschen zu verstecken.

Vor drei Jahren wurde bei Freda Prostatakrebs diagnostiziert.



Da sich die Krankheit in einem sehr frühen Stadium befunden hatte, konnte man den Krebs mit einer intensiven Chemotherapie vertreiben.

Freda war wieder gesund.

Und nun.

Ich starre auf den Boden.

Die Sonne wärmt meine Schultern, den Nacken und Kopf.

Wie wird es dieses Mal ausgehen?

Nicht nur Ingo, Fredas Neffe, der seit vier Jahren bei ihm lebt und sich um den Papierkram der Bar kümmert, macht sich Sorgen...

Mit einem Schauer bemerke ich, dass mich die Hitze des Sommertags nicht wirklich erreicht. Sie setzt sich auf meine Haut, haftet sich an meinen Kleidern fest und dringt trotzdem nicht bis ins Innere meines Körpers vor.

Die Furcht sitzt kalt und dunkel in meinem Bauch.

»Nun mach nicht so ein Gesicht, Max«, fordert mich Freda stöhnend auf. »Da möchte man ja gleich tot umfallen...«

»Du und deine makaberen Scherze«, zische ich.

»Tja, das ist der Vorteil eines Sterbenden«, meint er zufrieden.

»Man darf immer und überall sagen, was man möchte.«

»Als ob du das nicht schon immer getan hättest.« Ich schüttle den Kopf. »Du brauchst keine tödliche Diagnose, um dich daneben zu benehmen...« Freda scheint einige Sekunden über meine Worte nachzudenken, dann lächelt er und nickt zustimmend. »Du hast recht.«

Die Leute auf der Straße drehen sich nach uns um, als wir auf die Eisdielen zusteuern. Das passiert, wenn man mit einem großen, stämmigen Mann unterwegs ist, der ein kurzes, glitzerndes Sommerkleid trägt. Freda scheint die Blicke der Leute schon gar nicht mehr wahrzunehmen.

Und mir sind sie mittlerweile egal.

Ich habe mich daran gewöhnt.

Genauso wie ich mich an Fredas Unhöflichkeit und seine sexistischen Witze gewöhnt habe.

Wieder spüre ich das flaue Gefühl der Angst, das sich in meinem Magen ausbreitet.

Ein Leben ohne Freda...?

Nein, das kann ich mir nicht vorstellen...das will ich mir nicht vorstellen!

Ich balle die Fäuste.

»Was ist nun?«, fragt mich Freda.

»Hm?«

»Willst du ein Eis?«

»Ja.« Ich nicke.

»Und willst du auch das Krankenschwesterkostüm?«

## 6. Kapitel

*in dem nur das Leben in der Lage ist,  
einen wirklich perfekten Abend zu zerstören*

*Die Leiche liegt halbnackt auf dem edlen Perserteppich und starrt mit leeren Augen an die Decke. Blut, dunkelrot und feucht glänzend, sickert aus einer tiefen Stichwunde direkt unterhalb des Brustkorbs.*

*Der Mann trägt einen weißen Frottebademantel.*

*Rote Farbtupfer beflecken den hellen Stoff.*

*Ein Mann kniet neben dem Toten.*

*Er mustert das verzerrte Gesicht.*

*Ein Blitz erhellt die Szene. Das Geräusch eines Fotoapparats.*

*Der Kniende zuckt kurz zusammen und schnaubt entnervt.*

*»Woran ist er gestorben, Freeman?«, fragt eine sonore Stimme aus dem Off.*

*»Keine Ahnung«, mурrt der Mann am Boden und schaut mit grimmiger Miene auf. »Aber ich schätze mal, das Loch in seinem Bauch hat etwas damit zu tun...«*

*»Sie sind ja ein Scherzkeks«, ächzt die tiefe Stimme und nun erscheinen zwei Beine im Bild. Sie stecken in beigefarbenen Stoffhosen und bewegen sich äußerst vorsichtig.*

*Die Beine steigen über den leblosen Arm des Opfers.*

*»Tatwaffe?«*

*»Ich habe sie nicht«, meint Freeman spöttisch.*

*»Womit könnte er getötet worden sein?«, präzisieren die Beine ihre Frage. »Sicher kann ich das nicht sagen«, mурrt Freeman.*

*»Aber es muss ein spitzer Gegenstand gewesen sein. Ein sehr spitzer. Wahrscheinlich ein langer Dolch oder ein scharfes, schlankes Messer.«*

*»Küchenmesser?«*

*»Eventuell.«*

Ich lege den farbigen Ausdruck eines Plakatvorschlags in eine Klarsichthülle und schließe die Mappe.

»Willst du noch einmal drüber gucken?«, frage ich Abel.

»Später vielleicht...« Er schaut stur geradeaus. Das bläuliche Licht des Fernsehbildschirms schimmert hell auf seinem Gesicht.

»Morgen muss das raus...«, erinnere ich ihn.

»Und heute habe ich Feierabend«, erwidert Abel.

»Der Auftrag ist – «

»Wieso tragen amerikanische Cops eigentlich immer Trenchcoats?« Er deutet auf das flimmernde Fernsehbild. »Ist das bei denen der Dresscode?«

Ich antworte nicht.

Müde sortiere ich die Unterlagen, die ich auf dem gesamten Wohnzimmertisch ausgebreitet habe. Es kommt häufig vor, dass ich mir Arbeit mit nach Hause nehme. Wir haben gerade so viel zu tun, da bleibt mir gar nichts anderes übrig.

»Die Farben sind etwas zu grell«, murmele ich und halte den Plakattwurf in die Höhe, um ihn besser betrachten zu können. »Das passt nicht zu der Modemarke – Kleidung für Herren im mittleren Alter. Ich denke, da müssen die Grafiker auf jeden Fall noch einmal etwas ändern.«

»Den Schauspieler kenne ich«, meint Abel und nickt in Richtung Bildschirm. »Der hat schon in verschiedenen Serien mitgespielt... Weißt du noch, wo?«

»Keine Ahnung.« Ich klappe die Mappe zu und lasse mich seufzend nach hinten und in die Kissen sinken.

»Der Kunde war mit den letzten beiden Präsentationen nur mäßig zufrieden – dieses Mal muss es besser laufen.«

»War es CSI? CSI New York? Das könnte doch sein, oder?«

»Ich weiß es nicht.«

Ohne rechtes Interesse beobachte ich, wie der mürrisch aussehende Cop eine dunkle Bar

betritt. Sein Partner, ein junger, schwarzer Mann, folgt ihm mit eingezogenen Schultern.

Der Barkeeper trägt ein schmutziges Tanktop und raucht.  
»Detective Conan und Detective James«, stellt der Ältere sich vor und zeigt dem Barmann seine Polizeimarke.  
Der schmutzige Mann verzieht angewidert das Gesicht.  
»Bullen...«, knurrt er.  
»Ich sehe schon«, meint Conan spöttisch. »Sie sind ein Genie.«  
Müde schiebe ich die Aktenstapel zur Seite. Ich fühle mich seltsam ausgelaugt. Erschöpft.  
»Alles okay?« Abels Blick streift über mein Gesicht.  
»Hm...« Ich nicke schwach. »Der Auftrag –«  
»Hey«, unterbricht er mich schroff. »Nun ist aber gut, Max. Mach mal Pause.« Schnaubend verdrehe ich die Augen und verschränke die Arme vor der Brust.  
»Komm her...« Abels Stimme klingt sofort wieder zärtlich.  
Er kann das. Er ändert innerhalb von Sekunden seinen Tonfall... seine Stimme... seinen Blick... seine Laune... Ich zögere einen Augenblick, dann rücke ich langsam näher an Abels einladenden Körper heran.. Er schlingt die Arme um mich.  
Seufzend lehne ich mich an ihn.  
Seine Brust ist breit und stark.  
Ich schließe die Augen.  
Warme Hände streicheln mir über den Rücken.  
Die Serie flimmert weiter über den Fernsehschirm, aber ich höre kaum hin. Abels Finger schieben sich langsam unter den dünnen Stoff meines T-Shirts. Sanft üben sie Druck aus. In kleinen Kreisbewegungen wandern sie über meine Haut. Ich lächle. An den Seiten bin ich etwas kitzelig. Abel weiß das.  
Er riecht nach Duschgel und Rotwein. Ich atme tief ein.  
»Du sollst dir nicht immer so viel Stress machen«, meint er leise.  
»Ich mache mir keinen Stress«, widerspreche ich müde. »Das Leben macht mir Stress.« Er lacht lautlos.  
»Klar, immer sind die anderen schuld.«  
Ich grinse. Seine Finger fahren meine Wirbelsäule entlang.

Rauf und runter. Blinzelnd öffne ich die Augen. Conan und sein Partner verlassen die verdunkelte Bar.

»Der Kerl hat doch sicher etwas damit zu tun«, raunt Detective James, als sie auf ihren Dienstwagen zugehen, der am Straßenrand parkt. Conan zuckt mit den Schultern.

Das Bild verändert sich.

Effektreich wird das Logo des Fernsehsenders eingeblendet und eine Frauenstimme haucht verführerisch den Namen des Kanals. Werbung.

Ächzend beugt sich Abel nach vorne, was nicht einfach ist, da ich immer noch auf ihm liege. Er greift nach seinem Weinglas.

»Willst du noch?«, fragt er und deutet auf die Flasche, die neben meinen Unterlagen steht.

»Nein, danke.« Ich schüttele schwach den Kopf.

Abels Kehlkopf hebt und senkt sich, als er sein Glas mit einigen tiefen Schlucken leert. Ich schmiege mich noch dichter an ihn.

Eigentlich ist er schön.

Dieser Moment.

Einfach und unspektakulär.

Ein Donnerstagabend wie jeder andere.

Eine typische, amerikanische Krimiserie im TV.

Eine Flasche Rotwein.

Und wir beide.

Nur wir beide.

Wir umarmen uns.

Wir schweigen.

Wir sind zusammen.

Ich rutsche etwas weiter nach oben, drücke mein Gesicht in seine Halsbeuge und seufze leise.

»Woran denkst du?«, fragt Abel. Sein Atem streift meine Stirn.

»An nichts«, antworte ich wahrheitsgemäß.

»Das kann nicht sein«, widerspricht er schmunzelnd. »In deinem Köpfchen ist doch immer etwas los. Du bist ständig am Grübeln und Überlegen.« Er hat recht. Abel hat immer recht.

»Denkst du über Freda nach?« Seine Lippen sind weich und warm. Sie berühren meinen Haaransatz.

Freda...

Ja, über Freda habe ich in den letzten Tagen viel nachgedacht. Die Diagnose ist immer noch nicht endgültig. Der Termin beim Facharzt steht noch aus – erst dann haben wir Gewissheit. Freda weiß jedoch schon ganz genau, wie die Ergebnisse der Untersuchungen ausfallen werden.

»Mein Leben geht dem Ende zu«, hat er uns mit dramatischer Stimme verkündet. »Und dabei habe ich noch so viel vor: Ich will unbedingt auf die New Yorker Fashion Week, ein Duett mit Elton John singen und Sex mit George Clooney haben – die typischen Träume eines Mädchens eben.«

Uns anderen fiel es deutlich schwerer Fredas Gesundheitszustand mit Humor zu nehmen. »Ich finde es ganz allerliebste, dass ihr euch so viele Gedanken um mich macht«, meinte Freda spöttisch. »Aber ich habe keine Lust über meinen Nachlass zu diskutieren. Nächste Woche steht meine legendäre Knutschparty an und die muss ein voller Erfolg werden. Schließlich gilt es, mich selbst zu übertrumpfen, und das ist nun wirklich kein Kinderspiel. Wenn ich schon sterben muss, dann doch bitte schön tanzend.«

Ich ermahnte meinen Freund zur Ernsthaftigkeit und Vorsicht. Stress und Arbeit sind gefährlich. Er braucht jetzt viel Ruhe. Doch Freda wischte meine ängstlichen Überlegungen und Ermahnungen mit einem gelassenen Lächeln fort und meinte, ich sollte mir lieber überlegen, was ich am kommenden Wochenende anziehen werde.

»Dein Ruf steht und fällt mit deinem Outfit. Eine falsche Farbkombination und schon ist das Desaster vorprogrammiert. Vergiss nicht, Mäxchen: Der gesellschaftliche Tod ist der schlimmste von allen!«

»Er nimmt die Situation nicht ernst«, sage ich leise zu Abel. »Freda hat das Ganze schon einmal durchgemacht. Er sollte wissen, worauf es ankommt.«

»Freda ist eben ein bisschen durchgeknallt«, meint Abel leichthin.  
»Ich bin damals mit ihm von Arzt zu Arzt gerannt und habe darauf geachtet, dass er seine Termine einhält.«

»Du bist ein guter Mensch, Süßer.« Abel tätschelt meinen Kopf und ich komme mir wie ein junger Hund vor, der endlich stubenrein ist und nun von seinem Herrchen ein anerkennendes Lob samt Hundekeks bekommt.

»Das ist nicht lustig, Abel«, sage ich gereizt.

»Hey, ich wollte dich nicht ärgern.« Rasch schlägt Abel einen versöhnlichen Ton an. »Aber Freda ist ein *großes Mädchen*.« Er macht eine amüsierte Pause. »Ich kenne niemanden, der selbstbewusster und stärker mit so einer Diagnose umgeht. Er schafft das ganz sicher.«

Abels Zuversicht klingt zu platt, um mich wirklich überzeugen zu können. Ich beiße mir auf die Unterlippe und schweige.

Ich will nicht mehr über Freda sprechen.

Seufzend löse ich mich aus seiner Umarmung. Meine Glieder schmerzen, als ich mich aufrichte.

Abel greift nach meinem Handgelenk.

»Bleib hier!« Seine Aufforderung klingt ungeduldig.

»Die Arbeit –«

»Max...« Er sitzt nun schräg hinter mir. Ein starker Arm legt sich um meinen Bauch. Er hält mich fest. »Wir haben selten genug Zeit für einander, da sollten wir die wenigen ruhigen Stunden sinnvoller nutzen.«

Sein Kinn ruht auf meiner Schulter.

»Sinnvoller?«

»Ja«, raunt er. Warm dringt mir die tiefe Stimme ins Ohr.

Die Hand auf meinem Bauch erhöht ihren Druck. Sie bewegt sich, wandert tiefer... und tiefer...

Ich keuche kurz auf, als die Finger nach dem Bund meiner Jogginghose tasten und sich schließlich vollkommen ungeniert darunter schieben.

Im Fernsehen wirbt ein Fußballprofi für irgendeine Parfümmarke.



Hoffentlich ist er ein besserer Sportler als Schauspieler...

Ich starre die Ordner, Mappen und Papierstapel auf dem Wohnzimmertisch an. Unter einigen dicht bedruckten Blättern liegt mein in Leder gebundener Kalender.

So viele wichtige Termine und Daten... Deadlines und Treffen... geschäftlich und privat... regelmäßig und einmalig...

Meine Sicht verschwimmt, als ich Abels Hand an meinem Penis fühle.

Ich hole tief Luft.

Abel küsst meinen Hals. Saugend lässt er seine Lippen über die Haut wandern. Mein Körper stellt sich mal wieder gegen mich und so legt sich mein Kopf ganz automatisch auf die Seite, um Abels feuchter Zunge noch mehr Spielraum zu geben.

Der schwarze Terminkalender ist das letzte, was ich sehe, bevor sich meine Augen schließen. Es wird dunkel. Eine wunderbar warme Finsternis. Das Schwarz vor meinen Augen lässt mich alles andere viel bewusster wahrnehmen.

Meine Nase, die Abels Aftershave sehnsüchtig aufsaugt.

Meine Ohren, die Abels erregter Atmung lauschen.

Meine Haut, die jeden heißen Kuss erspürt, erfühlt und genießt.

Die Finger in meiner Hose wissen, was sie tun.

Kleine, helle, farbenfrohe Blitze funkeln hinter meinen geschlossenen Lidern, als Abel meinen Schwanz massiert...

Ich sehe sie so deutlich... und dann ist da auf einmal noch etwas...

Die kleinen Zeichnungen erscheinen ganz plötzlich und wie aus dem Nichts. Grob und einfach, in wenigen Strichen. Ein weinender Zahn neben meiner Notiz, die mich an einen kommenden Zahnarztbesuch erinnern soll.

Ein besonders lustiger Clown hält zwei fliegende Luftballons in der Hand und winkt fröhlich, darüber befinden sich zwei prägnante Worte: *Liliana Kindergeburtstag*, geschrieben in meiner schnörkellosen Handschrift. Und am Samstag, in zwei Tagen, treffe ich mich zu Kaffee und Kuchen in einem Café in der Stadt.

Ich öffne blinzelnd die Augen.

Der Kalender liegt immer noch auf dem Couchtisch.

Grobe, einfache Zeichnungen... humorvoll... Ich weiß nicht, wie oft ich meinen Terminkalender in den letzten Tagen in den Händen gehalten habe. Wahrscheinlich stündlich.

Mehrmals.

Ich blätterte in dem ledergebundenen Buch und betrachtete die kleinen Skizzen, die neben meiner schlichten Handschrift seltsam fehl am Platz wirkten. Manchmal musste ich schmunzeln, dann wurde ich wieder wütend und am Ende zwang ich mich dazu, die Kritzeleien, die mein Leben auf so unerwünschte Weise illustrieren, einfach zu ignorieren.

Sich in privaten Notizbüchern zu verewigen, betrachte ich als äußerst unhöflich. Genauso unhöflich ist es, anderen Leuten irgendwelche Verabredungen aufzuzwingen. Das macht man nicht. Noah...

Warum hat er das gemacht?

Was wollte er damit bezwecken?

Wer ist dieser Typ eigentlich?

Die Lust schwindet. Sie löst sich auf wie Salz in heißem Wasser. Der Gedanke an den großen Jungen hat sie weggespült. Ich zuckte unbehaglich zusammen, als ich Abels Daumen über meine Eichel streichen spüre.

»Nein...«, nuschle ich. Meine Wangen glühen. Ich packe sein Handgelenk und zerre nervös

daran. »Lass... ich...«

Abels saugende Lippen lösen sich von meinem Hals. Er sitzt immer noch schräg hinter mir. Ich kann sein Gesicht nicht sehen. Aber ich weiß, wie er mich im Moment ansieht. Ich kenne den Ausdruck in seinen Augen... Verständnislosigkeit.

»Was... was ist los?«, fragt er etwas atemlos. Er klingt leicht gereizt. »Ich... irgendwie...« Ich zucke hilflos mit den Schultern.

»Ich bin einfach nicht so in Stimmung«, sage ich leise.

»In Stimmung?« Abel wiederholt meine Worte, als seien sie eine empörende, persönliche Beleidigung.

»Aber eben... gerade warst du doch noch...«

Ich rutsche ein bisschen nach vorne und fange an, die Unterlagen auf einen recht wackligen Stapel zu sortieren.

»... zu viel zu tun...«, murmle ich und gebe mir die allergrößte Mühe Abels Blick auszuweichen.

Er sagt nichts.

Das ist gefährlich.

Sehr gefährlich.

Schweigen ist bei Abel immer ein schlechtes Zeichen.

Schweigen bedeutet, dass er sich sehr zusammenreißen muss, um nicht laut zu werden. »Geht es dir nicht auch so, Schatz?«, frage ich und zwingen mich zu einem versöhnlichen, einschmeichelnden Ton. Ich hasse den Klang meiner Stimme. Weibisch hoch, so unnatürlich und fremd.«Was?«, sagt er sehr leise. Er beißt die Zähne aufeinander.

»In deinem Leben gibt es doch auch gerade sehr viele Umbrüche...« »Bitte?« Er hat keine Ahnung, wovon ich spreche.

»Dein Bruder«, sage ich eilig und lege den Kalender ganz oben auf den Stapel. »Er ist wieder zu Hause... ihr habt euch eine Ewigkeit nicht gesehen und... und euer Verhältnis scheint nicht das beste zu sein. Belastet dich das nicht?«

Ich wage es und drehe mich schüchtern zu ihm um. Er ist nicht mehr sauer – er ist jetzt verwirrt. Kopfschüttelnd starrt er mich an.

»Auf so dämliche Gedanken kommst auch nur du.«

Nun bin ich an der Reihe, mich empört zu geben.

»Was ist denn daran abwegig?«, frage ich streng. »In deiner Familie gibt es ganz offensichtlich große Schwierigkeiten und es wäre nur allzu natürlich, wenn du dich deswegen sorgen würdest.« »In meiner Familie gibt es keine Schwierigkeiten«, widerspricht Abel harsch. »Wir sind alle glücklich und zufrieden – und wenn einer meint, aus der Reihe tanzen zu müssen, dann bedeutet das noch lange nicht, dass auch der Rest von uns aus der Bahn geworfen wird.« »Du meinst Noah?«

Abel schnaubt kurz und verdreht die Augen.

»Warum hasst du deinen Bruder?«, frage ich ernst. »Diese riesige Abneigung ist doch nicht normal. Das muss doch irgendwelche Ursprünge haben.«

Abel greift nach der Weinflasche und schenkt sich großzügig nach. Interessiert mustert er die dunkelrote Flüssigkeit, während er sie im Glas umher schwenkt.

»Ich hasse ihn nicht«, sagt er schließlich in beiläufigem Ton.

»Nein?«

»Nein.« Er lächelt kühl. »Noah ist mir so ziemlich egal.«

»Aber – «

»Er hat immer sein eigenes Ding gemacht und sich nie um die Familie geschert.« Abel setzt den Rand des Glases an seine Lippen und trinkt.

Ich beobachte ihn.

Hat er den gar keine brüderlichen Gefühle?

Wo ist der Familiensinn?

Woher kommt die Kälte?

»Er ist noch sehr jung«, sage ich leise.

»Hm?« Abel starrt immer noch sein Weinglas an.

»Noah«, murmle ich. »Er ist sehr jung.«

»Ein Kind.« Abel nickt.

»Einem Kind verzeiht man doch so manche Dummheit, oder?«

Er antwortet nicht sofort.

Wieder trinkt er.

Wieder lässt er den Wein im Glas rotieren.

»Ja, aber irgendwann ist man eben mit seiner Geduld am Ende.«

Mehr sagt er nicht. Ich warte, hoffe auf eine ausführliche Erklärung, einige Beispiele oder Anekdoten, die Abels Abgeklärtheit untermalen.

Aber nichts.

Er bleibt stumm.

Grübelnd sehe ich ihm dabei zu, als er nach der Fernbedienung greift, um die Lautstärke des Apparats zu erhöhen.

Normalerweise ist Abel kein verschlossener Mensch.

Im Gegenteil, er plaudert gerne aus dem Nähkästchen, lässt jeden an seinen Erfahrungen teilhaben und scheut auch nicht vor peinlichen Geschichten aus längst vergangenen Zeiten zurück. Warum verhält er sich bei diesem Thema so vollkommen gegen seine Natur? Was hat dieser blonde Junge getan, um solch eine Gleichgültigkeit bei seinem Bruder auszulösen?

Neugierde gepaart mit Unbehagen lassen mich unruhig auf dem Sofa hin und her rutschen. Seine Familie ist Abel sehr wichtig. Er stellt sie über alles. Ich bin davon überzeugt, dass er tief in seinem Inneren immer noch an Noah hängt. Ja, so wird es sicher sein. Ein plötzlicher Schwall warmer Gefühle flutet mein Herz.

Zögerlich suche ich Abels Nähe.

Er ignoriert mich gekonnt.

Da ist wohl einer beleidigt...

»Tut mir leid, wenn ich da etwas angesprochen habe, über das du lieber nicht reden möchtest, Schatz.« Ich lasse meine Hand über seinen Oberschenkel wandern.

»Max, da gibt es nichts«, murmelt er gereizt.

»Schon gut.« Eilig gehe ich in die Defensive. »Ich interessiere mich eben für alles, was dich betrifft.«

»Vorhin hast du dich nicht wirklich für mich interessiert«, murrte Abel. »Da waren andere Dinge viel wichtiger.«

Ja, er ist beleidigt.

Er braucht immer genügend Aufmerksamkeit, sonst wird er ungemütlich. Ich beiße mir auf die Unterlippe und schlucke jeden Gegenkommentar hinunter. Diskutieren bringt nichts.

Schweigen für den Hausfrieden.

»Ich verspreche, ich lasse mich nicht wieder ablenken«, säusle ich und lehne mich verführerisch lächelnd an ihn.

»Natürlich«, spottet Abel. »Und dann kommt dir wieder ein wichtiger Auftrag dazwischen, den du auf jeden Fall noch abarbeiten musst.« Kurz meldet sich mein angegriffener Stolz, der laut: *Es ist deine beschissene Firma, für die ich mir hier nächtelang den Arsch aufreiß!* brüllen will – dann siegt jedoch die Vernunft.

»Keine Ablenkung«, hauche ich und küsse seinen Hals. »Versprochen!« Abel schielt zu mir herüber.

Ein prüfender Blick, dann breitet sich ein finsternes Lächeln auf seine Lippen aus.

»Du hast einiges gut zu machen«, sagt er kühl.

Seine Hand legt sich auf meine Wange. Ihr Griff ist fest.

Die starken Finger schieben sich in mein Haar.

Ich schließe aufatmend die Augen, in der hoffnungsvollen Erwartung eines versöhnlichen Kusses. Doch Abels Hand dirigiert meinen Kopf in eine andere Richtung – nach unten...

»Dann fang mal an«, sagt er herausfordernd und öffnet den Knopf seiner Jeanshose mit der freien Hand.

Meine Wangen werden schon wieder rot – dieses Mal auch ein bisschen vor Wut.

*»Ein undurchsichtiger Fall«, knurrt Detective James.*

*»Finden Sie?« Conan klingt ganz entspannt.*

*»Nun ist doc eigentlich ganz einfach: Der ganze Haufen besteht aus ein paar ziemlich erbärmlichen Idioten, die sich ihre Probleme selbst eingebrockt haben.«*

*»Schon«, meint James. »Aber – « »Kein Aber«, knurrt Conan.*

*»Man weiß, das Leben stellt einem immer ein Bein – wenn man drüber fällt, ist man selbst Schuld.«*

Abel stöhnt genüsslich auf, als sein Schwanz in meinem Mund verschwindet.

## 7. Kapitel

*in dem man über seinen eigenen Schatten springt  
und Grasflecken riskiert*

Das gleißend helle Sonnenlicht spiegelt sich in der Fensterscheibe und blendet mich. Ich verziehe das Gesicht und schirme meine Augen mit beiden Händen ab. Vorsichtig beuge ich mich nach vorne. Meine Nase berührt nun beinahe das Glas. Unsicher spähe ich in den Raum dahinter.

Ein Café. Schlicht, elegant, modern und gemütlich.

Bunte, mit wilden Mustern verzierte Sessel reihen sich um niedrige Tischchen. In den Ecken stehen hohe, grüne Zimmerpflanzen und an den Decken hängen wuchtige, glitzernde Lampen, die mit Strass und Glaspailletten versehen verziert sind. Kellner eilen geschäftig hin und her. Gekonnt balancieren sie die beladenen Tablets auf einer Hand und umrunden die Tischchen, um sie sicher nach draußen zu den Gästen hinter mir zu manövrieren. Riesige Sonnenschirme spannen sich über die schwitzenden Gäste, die sich gierig über ihre kunstvollen Eisbecher hermachen.

Es ist wirklich sehr heiß.

Außerhalb des Cafés sind alle Plätze besetzt. An einem Samstagnachmittag ist das nicht weiter verwunderlich. Die Stadt ist überfüllt mit Menschen, die sich nach einer anstrengenden Shoppingtour durch die erhitzten Läden nach einer entspannenden Abkühlung sehnen. Im hellen Innenraum des Cafés gibt es jedoch noch einige Sitzplätze.

Ich seufze lautlos und schaue auf die Uhr.

Fünf Minuten nach drei. Okay.

Wieder wende ich mich dem Fenster zu. Wieder schaue ich durch die glänzende Scheibe. Nichts...

Ich richte mich auf, streiche mir eine Haarsträhne aus der Stirn und beiße mir wütend auf die Unterlippe.

*Du bist ein Idiot, Max. Ein schrecklicher Vollidiot.*

Die Zeit läuft.

Tick, tack.

Zehn Minuten nach drei.

Meine Unterlippe schmerzt. Ich kann den Abdruck meiner Zähne noch deutlich spüren.

Mir ist heiß.

Ich schaue mich suchend um. Mein Blick tastet prüfend über die fremden Gesichter.

Pärchen, Familien, Freunde.

Man sitzt beieinander, isst Eis, trinkt Kaffee und unterhält sich angeregt.

Keiner wartet auf mich.

Keiner schaut sich nach mir um.

Zehn Minuten...

Verunsichert schlendere ich zwischen den Tischchen umher.

Warum bin ich hier?

Warum stehe ich in der brennenden Sonne vor einem überfüllten Café und warte?

Warte schon seit zehn Minuten...

Scham paart sich mit Verwirrung.

Wieder beiße ich mir auf die Unterlippe.

Meine Wangen fühlen sich heiß an.

Ich gehe, beschließe ich still. Ich gehe einfach. Jetzt gehe ich. Ich hätte erst gar nicht kommen sollen... wie dumm von mir...

Lange habe ich gezögert, ehe ich mich dazu durchgerungen habe, auf Noahs Vorschlag einzugehen und mich mit ihm zu treffen.

Nun, eigentlich war es ja gar kein *Vorschlag*. *Befehl* ist da schon treffender. Er hat mich nicht gefragt, als er den Termin in meinen Kalender eingetragen hat.

Ich sehe sein überlegenes, selbstsicheres Lächeln noch deutlich vor mir. *Wir sehen uns am Samstag – weil ich es so will. Punkt, aus!* Ich hätte es ignorieren sollen. Ich hätte so tun sollen, als würde die kleine Notiz in meinem Kalender nicht existieren.



Ja, das wäre klüger gewesen. Viel klüger...

Tja... aber jetzt bin ich hier – und bereue es wahnsinnig.

Er ist nicht da und langsam habe ich das Gefühl, dass er auch nicht mehr auftauchen wird. Vielleicht hatte er nie vor, zu kommen. Vielleicht war es nur ein kleiner Scherz von ihm, ein Spaß. Dieser Eintrag war eine Anspielung auf meine Überpünktlichkeit. Er hat sich über meine Ernsthaftigkeit lustig gemacht – und ich... ich falle auch noch voll darauf rein.

Es ist frustrierend. Ich komme mir gedemütigt vor. Wieder kaue ich auf meiner Unterlippe herum.

*Vollidiot.*

Meine Runde führt mich noch einmal zu dem breiten Fenster. Es reicht beinahe bis zum Boden und nimmt die gesamte Wandfläche in Anspruch. Zögernd riskiere ich erneut einen Blick. Der letzte Funke Hoffnung... Haben wir uns verpasst?

Ist er eventuell ins Café gegangen, um mich dort zu treffen?

Ich beuge mich nach vorne. Mein Blick huscht eilig über die wenigen Menschen im Inneren des Raums.

Nein.

»Verrätst du mir, nach was oder wem wir gerade Ausschau halten?«, fragt mich eine dunkle, weiche Stimme ganz dicht an meinem Ohr. Ich zucke zusammen.

Irgendetwas in meinem Körper verliert den Kampf gegen die Erdanziehung und fällt, fällt ganz tief...

Meine Wangen glühen heiß und gleichzeitig erschauere ich.

Blinzelnd drehe ich den Kopf.

Noah steht neben mir.

Unsere Schultern berühren sich fast.

Er hat die gleiche Haltung eingenommen wie ich und späht gerade mit ernster Miene durch die glänzende Fensterscheibe.

»Du...«, keuche ich.

»Ist es der dicke Mann an dem hinteren Tisch in der Ecke?«, fragt er mit verschwörerischer Stimme.

»Ich gebe dir recht, er sieht sehr verdächtig aus...«

Ruckartig richte ich mich auf. Mein Hals ist trocken. Ich schlucke hart. »Du...«, krächze ich wieder.

Noah schirmt seine Augen mit den Händen ab und starrt immer noch in den Raum hinter der Scheibe. »Vielleicht ist er ein Börsenmakler, der geheime Informationen an dubiose Kunden verkauft«, murmelt Noah.

Ich atme schwer.

Ein dünner Schweißfilm hat sich auf meine Haut gelegt.

Ich spüre, wie mir das graue Hemd am Rücken klebt. Ich hasse dieses Gefühl. Mit zitternden Fingern streiche ich über mein gerötetes Gesicht. »... ein Spion ist er sicher nicht«, meint Noah. »Dafür ist er zu dick...«

»Lass das!«, fauche ich und weiche einige Schritte vor ihm zurück. Ich verschränke die Arme vor der Brust und starre ihn an. Er richtet sich langsam auf. Die wilden, goldenen Haarsträhnen hängen ihm ungekämmt ins Gesicht. Er trägt ein schlichtes, verwaschenes T-Shirt und helle, enge Jeans, die an den Knien aufgerissen ist. Über der linken Schulter hängt eine ziemlich abgenutzte Umhängetasche. Die Haut an Armen und Hals ist gebräunt, auch das Gesicht hat eine gesunde Farbe. Er dreht den Kopf und sieht mich an. Weiße Zähne strahlen mir entgegen, als er lächelt. Er schaut und lächelt. Das ist alles. Ich spüre immer noch den widerlich feuchten Schweiß auf meiner Haut.

»Du... du bist zu spät...«, stoße ich mit rauer Stimme hervor.

»Ich weiß und es tut mir leid«, sagt Noah gelassen. »Aber ich habe eine wirklich gute Erklärung.«

»Ach?«, schnaubend trete ich von einem Bein aufs andere.

»Ja.« Noah nickt lächelnd. »Auf dem Weg durch den Park habe ich ein paar Kinder getroffen, die total aufgeregt waren. Ich fragte, ob ich helfen könnte und sie erzählten mir von einem kleinen Babykätzchen, das auf einen hohen Baum geklettert ist und nun nicht mehr herunter kann. Sie zeigten mir die Stelle und tatsächlich saß dort ein winziges, schwarzes Kätzchen auf einem hohen Ast. Ich musste es natürlich retten und bin auf den Baum geklettert.

Es war gar nicht so einfach, da das Tier schreckliche Angst hatte und...«

Noah hat seine Geschichte mit einer Menge ausladender Gesten untermalt. Im Moment streckt er seine langen, kräftigen Arme aus und tut so, als würde er versuchen, eine unsichtbare, verschreckte Katze zu erreichen. Ich verdrehe die Augen.

»Eine schwache Ausrede«, sage ich scharf. »Wenn du mir schon irgendwelche Lügenmärchen erzählen musst, dann bleib doch bitte bei den Klassikern – eine verspätete U-Bahn ist viel realistischer.«

»Aber...« Noah zeigt auf die fiktive Katze vor ihm. »Das...«

»Katzen auf Bäumen und Hunde, die Hausaufgaben fressen, sind total out...« Schwungvoll drehe ich mich um.

Ich spüre Noahs blaue Augen im Rücken und bemerke erneut, wie mir der Schweiß über die Haut läuft. Seufzend schüttle ich den Kopf. Ich muss aus der Sonne raus. Mir ist so heiß.

Noah folgt mir.

Er hat lange Beine. Seine Schritte sind groß und weit. Er holt mich rasch ein. »Tut mir leid, dass du warten musstest«, sagt er noch einmal. »Hm...« Ich zucke nur die Schultern.

»Ich habe extra versucht, pünktlich zu sein...«

»Okay.« Ich will nicht länger mit ihm diskutieren.

»Aber die Katze –« »Noah«, unterbreche ich ihn scharf. »Ich habe leider nicht unbegrenzt Zeit.« Zur Verdeutlichung meiner Aussage schaue ich auf meine Armbanduhr. »Termine – du weißt schon.«

»Ja, hab davon gehört.« Er grinst wieder.

»Also... warum trinken wir nicht schnell einen Kaffee und dann...«

Ich mache eine fuchtelnde Bewegung mit der rechten Hand und bemerke ärgerlich, wie schwer es mir fällt, unter dem Blick der blauen Augen die richtigen Worte zu finden.

Auf einmal ist Sprechen eine Herausforderung. Das Formulieren von Sätzen wird zur unlösbaren Aufgabe. Mein Wortschatz schrumpft. Die Grammatik verliert ihre Struktur und die Bedeutung ihren Sinn.

Ich schlucke. Mein Hals ist wie ausgetrocknet.

»Es ist zu heiß für Kaffee«, meint Noah und schaut gen Himmel, um sich davon zu überzeugen, dass die Sonne immer noch von oben auf die Erde brennt. »Wie wäre es mit einem Eis?« Ich bin kein großer Fan von gefrorenen Flüssigkeiten, aber was soll's. »Na gut...«, murme ich und schaue mich suchend nach einem freien Tisch auf dem Platz vor dem Café um. »Scheint alles ziemlich voll zu sein, aber drinnen –«

»Nein.« Noah winkt grinsend ab. »Ich habe keine Lust, mich hierher zu setzen. Viel zu viele Leute und viel zu viel Stress.«

Mehr sagt er nicht. Er geht einfach weiter, lässt das Café und seinen hektischen Betrieb hinter sich und schlendert mit großen Schritten durch die belebte Fußgängerzone.

Ich folge ihm.

Verwirrt, weil ich nicht weiß, wo er hin will, und ärgerlich, weil ich ihm trotzdem hinterher trotte. Es fällt mir nicht leicht, mit Noah Schritt zu halten. Er hat einen zügigen Gang und scheint es nicht für nötig zu halten, auf mich Rücksicht zu nehmen. Ich eile im Laufschrift neben ihm her.

»Was hast du vor?«, frage ich atemlos.

»Eisessen.«

»Wo?«

»Eisdiele.«

Ich beiße mir zornig auf die Unterlippe und starre ihn an. Wieder zielt dieses selbstgefällige Lächeln seine Lippen. Hm... vielleicht ist Abels Abneigung doch nicht ganz so unbegründet. Abel... ich seufze schwer. Ich mache das hier nur für ihn. Für ihn allein.

Ja, er hat gesagt, die Beziehung zu seinem Bruder hätte für ihn keine Bedeutung. Und er hat behauptet, die familiären Differenzen seien kein Problem. Stur und entschlossen hat Abel darauf bestanden, dass ihn die aktuelle Situation nicht belastet... er präsentierte sich abgehärtet... emotionslos...

Aber ich kenne ihn, ich kenne meinen Freund.

Irgendetwas muss zwischen den Brüdern vorgefallen sein. Etwas, das Abel versucht, zu verdrängen. Ich möchte ihn verstehen.

Ich möchte schlichten und helfen... ihm helfen... meinem Freund... Abel... Darum bin ich hier. Nur darum. Das ist der Grund... der einzige Grund... »Max.« Eine große Hand legt sich auf meinen Rücken. Fünf warme, lange Finger. Ich spüre sie deutlich. Jeden einzelnen. Ein sanfter, regelmäßiger Druck.

Unweigerlich zucke ich zusammen.

Noah nimmt seine Hand nicht weg. Sie bleibt, wo sie ist.

»Komm!« Er deutet auf eine kleine Eisdielen direkt am Straßenrand. »Hier schmeckt das Eis wirklich gut und die Kugeln sind auch nicht so mickrig.« Noch immer befindet sich seine linke Hand auf meinem erhitzten Rücken.

Ich schaffe es nicht, das kribbelnde Brennen meiner Haut zu ignorieren, und halte den Blick gesenkt. Meine Wangen sind gerötet. Eilig versuche ich, aus seiner Reichweite zu gelangen. Doch auch als die Finger verschwunden sind, spüre ich noch ihren Druck. Das Gefühl ist immer noch da... und es ist komisch.

»Ich... ich würde mich lieber irgendwo gemütlich hinsetzen«, sage ich und stolpere dabei fast über ein sperriges Werbeschild, das mitten auf der Straße aufgebaut worden ist.

»Und ich bin lieber unterwegs«, meint Noah und scheint diese neu entdeckte Diskrepanz äußerst unterhaltsam zu finden.

»Eis in der Hand ist unpraktisch...«, murmle ich.

»Sie werden es dir nicht direkt in die Hand geben – du bekommst noch eine Waffel dazu«, beruhigt mich Noah freundlich.

»Haha!«, zische ich.

»Komm schon.« Er streckt schon wieder den Arm nach mir aus.

Ich bleibe stehen, um den Abstand zwischen uns aufrecht zu erhalten. »Die Dinger schmelzen...«, werfe ich ein. »Das ist der große Nachteil von Eis – korrekt.« Noah nickt ernst.

»Wenn es schmilzt, dann tropft es und dann klebt die ganze Hand und man macht sich schmutzig...« Er ist nun auch stehen geblieben. Seine Miene ist prüfend. Er mustert mich aufmerksam und hoch interessiert. So, als sei ich ein besonders seltenes Tier, das sich auffällig verhaltensgestört benimmt.

»Ich freue mich schon sehr darauf, dir dabei zuzusehen«, sagt er langsam. »Aber...«

»Iss schnell, dann passiert auch nichts.« Noah geht auf das Verkaufsfenster zu, hinter dem der Oberkörper einer südländisch aussehenden Frau zu sehen ist. Sie strahlt Noah an.

»Was möchte der schöne, junge Mann?«, fragt sie mit deutlichem Akzent in der Stimme.

»Ich weiß nicht, ich habe ihn noch nicht gefragt«, antwortet Noah ernsthaft und dreht sich lächelnd zu mir um. Die Frau lacht vergnügt und ich spüre, wie ich schon wieder rot werde.

War das ein Kompliment?

Findet er mich... denkt er ich bin... schön?

Oh Gott, wie das klingt... schrecklich!

Hält er mich wirklich für attraktiv oder war das wieder nur ein Scherz? Ein dummer Witz?

Ja, sicher will er mich nur ein bisschen verarschen. Es macht ihm bestimmt Spaß, wenn er merkt, wie ich immer unsicherer werde. Ich verhalte mich wie ein Trottel und er amüsiert sich königlich. Lustig.

Grimmig verziehe ich das Gesicht und wende den Blick ab. Noah und die Verkäuferin scheinen meinen Missmut und meinen verletzten Stolz überhaupt nicht zu bemerken. Sie beschäftigen sich gerade intensiv mit der Eisauswahl.

»Was nehmen wir denn?«, fragt Noah und betrachtet eine große Plastiktafel, auf der die verschiedenen Sorten aufgelistet sind. Unwillig trete ich neben ihn.

»Aha«, macht Noah grinsend. Er deutet mit dem Zeigefinger auf einen Namen. »Eine Kugel Pfefferminz und eine Kugel Ingweweis – zweimal, bitte.« Die Frau nickt schmunzelnd und macht sich an die Arbeit.

»Was?« Ich starre verwirrt auf das Schild. »Aber... aber Pfefferminz- und Ingweweis habe ich noch nie gegessen und... und ich weiß auch überhaupt nicht, ob mir diese Sorten schmecken.«

»Zwei Sätze, die du niemals wieder sagen wirst«, meint Noah in

bedeutungsvollem Ton. »Ich will nicht...«

»Wenn dich in Zukunft jemand fragt: *Hast du schon einmal Pfefferminzeis gegessen?*, dann kannst du mit gutem Gewissen sagen: *Ja, und ich fand's scheußlich....*«

Dazu fällt mir nichts mehr ein.

Mit offenem Mund sehe ich der Frau dabei zu, wie sie Noah zwei große Waffeln mit üppigen, runden Eiskugeln überreicht.

»Ach und, Max?« Noah lächelt mich an. Grübchen bilden sich um seine Mundwinkel, die blauen Augen strahlen und funkeln. »Vielen Dank noch mal«, sagt er leise.

»Was?« Ich schaffe es nicht, seinem Blick zu entkommen. Dieser Blick... irgendetwas an ihm ist seltsam, das ist mir ja bereits aufgefallen. Wenn ich nur wüsste, was... »Dank? Wofür?«

»Für die Einladung.« Noah dreht sich um und geht mit den Eistüten davon. Verblüfft und verwirrt starre ich ihm nach.

Erst als sich die Verkäuferin respektvoll räuspert, komme ich wieder zu mir. Ich begreife und fluche stumm. Erneut steigt mir die Schamesröte ins Gesicht. Ich halte den Kopf gesenkt, als ich eilig meinen Geldbeutel aus der Hosentasche hole. Dieser kleine Bastard. Was erlaubt er sich eigentlich?

Noch nie was davon gehört, dass man Erwachsene mit Respekt zu behandeln hat? Ich bezahle hastig und fluche noch einmal, als mir klar wird, dass sich Noah die mit Abstand teuerste Eisdiele in der gesamten Fußgängerzone ausgesucht hat. Er wartet an der nächsten Hausecke auf mich. Wütend stürme ich auf ihn zu.

»Da! Iss schnell, sonst schmilzt es«, sagt er, ohne auf meinen zornigen Gesichtsausdruck einzugehen. Er lässt mir keine Zeit, um meine Wut in Worte zu fassen, sondern drückt mir einfach eine der beiden Waffeln in die Hand. Dann dreht er sich um und geht. Wieder wählt er die Richtung. Wieder laufe ich hinterher. Hier schleicht sich eine Routine ein, die mir gar nicht gefällt. Er nimmt mir meine Kontrolle.

Genüsslich leckt er an seinem Eis herum.

»Interessant«, sagt er nickend.

Ich bin zu aufgebracht, um mich mit dem Zeug in meiner Hand zu beschäftigen. Keuchend haste ich neben ihm her.

»Ich will mich hinsetzen«, sage ich laut.

»Gerne.« Noah streckt den Arm aus. »Da vorne ist der Park.« Die grünen Baumwipfel sind schon über den geziegelten Dächern zu erkennen. »Toll«, sage ich. »Vielleicht treffen wir ja auf dein gerettetes Kätzchen.« Er ignoriert den Spott in meiner Stimme, schleckt zufrieden an seinem Eis und blinzelt, weil ihn die Sonne blendet. »Nein, die Kinder haben die Katze mitgenommen«, meint er langsam. Ich habe große Lust, ihn wegen seiner Lügen zurecht zu stutzen, aber ich zwingen mich, ruhig zu bleiben.

Schließlich habe ich diesem Treffen aus einem bestimmten Grund zugestimmt.

Abel.

Mein Abel.

Zögernd drehe ich den Kopf und betrachte Noahs Profil. Wird er genauso kühl und abweisend auf dieses Thema reagieren wie sein Bruder? Hm, ich kann mir kaum vorstellen, dass es eine Sache gibt, die Noah aus der Bahn wirft. Er ist immer so ruhig und gelassen. Das herrliche Wetter hat in vielen hundert Menschen die Sehnsucht nach Natur geweckt.

Und so tummeln sich nun die unterschiedlichsten Leute auf den weitläufigen Rasenflächen. Unter hohen, alten Bäumen haben sich ganze Sippschaften mit ihrem Hausrat niedergelassen. Man sitzt auf zusammenklappbaren Gartenmöbeln um einen Grill herum und hier und da spielen junge Leute Fußball oder werfen sich Frisbee-Scheiben zu. Hunde bellen, wenn sie andere Hunde sehen, und Kinder weinen, wenn sie von anderen Kindern von den Schaukeln geschubst werden. Noah betrachtet das bunte Treiben mit Interesse.

Ich schaue mich suchend nach einer freien Parkbank um.

»Alle Bänke sind besetzt«, murre ich und strecke das Eis weit von mir, damit ich mich nicht bekleckere. »Setzen wir uns eben auf den Rasen.« Noah knabbert bereits an seiner Waffel herum.



Mit großen Schritten verlässt er den Kiesweg und duckt sich, um einem vorbei fliegenden Frisbee auszuweichen.

»Auf das Gras?«, rufe ich ihm hinterher.

»Ja«, antwortet er.

»Aber... aber...« Eis tropft mir auf die Hand. »Grasflecken...« Noah bleibt stehen und dreht sich zu mir um. Kurz wirkt er erstaunt. Dann muss er grinsen.

»Grasflecken?«

»Wenn der Rasen feucht ist.«

»Es hat seit Tagen nicht mehr geregnet.«

»Trotzdem...«

»Das Gras ist trocken.«

»Diese Flecken sind hässlich und man bekommt sie nur sehr schwer wieder raus.« Noah legt den Kopf schräg und betrachtet mich halb amüsiert und halb interessiert. Wieder habe ich das Gefühl, ein fremdartiges Wesen zu sein, das sich ziemlich seltsam und unheimlich komisch aufführt.

»Max«, sagt er mit ruhiger, tiefer Stimme. Das charmante Lächeln macht es mir unmöglich, seinem Blick auszuweichen. Er steht einfach nur da, die freie Hand lässig in die Hüfte gestemmt und grinst. Die blonden Strähnen glänzen hell im Sonnenlicht. Das ausgeleierte Shirt ist ein bisschen verrutscht und nun ist der Ansatz seiner gebräunten, glatten Brust sehr deutlich zu sehen. Ich schlucke und merke, dass ich erneut zu schwitzen beginne.

Er sieht gut aus.

Sehr gut...

Verdammt gut...

Scheiße!

»Max«, sagt Noah noch einmal. »Ich denke, ein feuchter Rasen sollte im Moment deine kleinste Sorge sein. Du schwebst in viel größerer Gefahr.« »Hä?«, mache ich verständnislos.

Er grinst. Ich starre ihn an... und dann ist da auf einmal ein harter Schlag gegen meine rechte Schläfe.

Kurz wird es dunkel.

Die Sonne verschwindet für eine Millisekunde. Sie versteckt sich hinter einem anderen Universum und nimmt die ganze Welt mit. Alle sind weg, nichts ist mehr da.

Und ich falle.

Dann kommen sie wieder zurück. Die Erde macht den Anfang. Sie tut sich unter meinen Knien auf. Ich blinzle verwirrt und öffne die Augen. Ich knie auf dem Boden und stütze mich mit der freien Hand auf dem Rasen ab.

Er ist trocken.

Noahs Stimme klingt sehr nah neben meinem Ohr.

»Du schwebst in der Gefahr von einem verirrten Frisbee getroffen zu werden«, sagt er grinsend.

»Ach...«, keuche ich ätzend und richte mich auf. »Was du nicht sagst...« Mein Schädel dröhnt unangenehm. Es tut wirklich weh. Eilig versuche ich, die Tränen wegzublinzeln, die sich in meinen Augenwinkeln sammeln.

»Oh Gott, ist dir was passiert?« Das Rufen stammt von einem jungen Mädchen. Sie eilt mit zwei Freundinnen im Schlepptau auf uns zu. Ihrer bestürzten Miene nach zu urteilen, hat sie die verfluchte Scheibe geworfen. Die Mädchen bleiben atemlos neben uns stehen.

»Keine Sorge«, sagt Noah lächelnd. »Alles in Ordnung.« Alles in Ordnung? Ja? Und warum will mir dann der Schädel platzen? »Wirklich?«, fragt das Mädchen und sieht nun mich an. Ich nicke nur kurz und zwingt mich zu einem schnellen Lächeln.

Gar nicht so einfach...

»Es geht ihm gut«, antwortet Noah an meiner Stelle. »Das gibt nur einen hübschen blauen Fleck.« Er mustert meine Stirn. »Aber das ist nicht weiter schlimm – gegen blaue Flecken hat er nichts. Es sind die Grasflecken, die ihm Angst machen.«

Die Mädchen verstehen den Scherz zwar nicht, fangen aber trotzdem an, zu kichern. Ihre Blicke sind auf Noah geheftet. Sie mustern ihn ungeniert und zeigen ganz offensichtlich, dass ihnen gefällt, was sie sehen. Er steht auf und gibt der Werferin den Frisbee

zurück. »Danke«, sagt sie und klimpert mit den Wimpern. »Wollt ihr vielleicht mitspielen?«

Keuchend richte ich mich auf. Ein scharfer Schmerz schießt mir durch den Kopf. Alles dreht sich.

»Nein, danke«, brumme ich und stapfe humpelnd davon. Das fehlte mir noch: ein vergnüglicher Nachmittag im Stadtpark mit ein paar Teenagern samt sportlicher Spieleinlage. Ich bin zu alt für so etwas. Noah verabschiedet sich eilig von den Mädchen, die nicht wenig enttäuscht wirken, und folgt mir.

»Wieso hast du mich nicht gewarnt?«, frage ich ihn bissig, als wir einige Meter von den Mädchen entfernt sind.

»Ich war mir nicht sicher, ob dich das Teil treffen wird«, antwortet er. »Und?« »Ich wollte es herausfinden.«

Ich beiße mir zornig auf die Unterlippe.

»Komm, hier können wir uns hinsetzen«, meint Noah gutgelaunt und deutet auf einen schattigen Platz unter einer riesigen Kastanie. Stöhnend lasse ich mich auf die Erde plumpsen.

Mein Schädel dröhnt immer noch.

Noah hat sich dicht neben mich gesetzt. Er beugt sich nach vorne und betrachtet meine Schläfe.

»Ja, das wird eine dicke Beule.«

»Toll«, knurre ich.

»Ich denke nicht, dass du daran stirbst.«

»Tut trotzdem weh!« Ich schmolle.

Das ist nicht wirklich erwachsen, aber im Moment ist mir so ziemlich alles egal. Mein Kopf schmerzt, weil man mir eine Plastikscheibe an die Stirn geknallt hat, ich werde seit zwanzig Minuten nur verarscht und vorgeführt und außerdem ist mir unheimlich heiß... und warum ist sein Gesicht nur wenige Zentimeter von meinem entfernt? Ich rieche seine Haare... Sommer und Luft... Und den Duft seines Halses... nach Duschgel und Mann...

Wieder wird mir schwindelig.

Der Schlag gegen den Kopf... »Wenn wir doch nur Eis hätten, um die Stelle zu kühlen«, scherzt Noah.

Ich verdrehe die Augen... und bemerke, die dickflüssige, kalte Masse, die mir langsam die Hand hinunter tropft. Fluchend schreke ich auf. Ingwereis rinnt mir den Unterarm hinunter. Auf meiner Jeans haben sich die ersten Tropfen gebildet.

»Scheiße«, zische ich. Noah lacht fröhlich.

»Ich hab' dir gesagt, du sollst schnell essen.«

Verzweifelt versuche ich, den Schaden zu begrenzen, und lecke hektisch an der immer weiter schmelzenden Eiskugel herum. Der Geschmack ist einfach nur widerlich. Am liebsten würde ich das Teil wegwerfen. Aber dann fällt mir ein, wie teuer es war. Außerdem möchte ich den Park nicht verschmutzen. Noah kramt mittlerweile in seiner Umhängetasche. Er holt einige Sachen hervor, unter anderem auch ein Päckchen Papiertaschentücher.

»Danke«, nuschle ich, als er anfängt, meinen Unterarm von Eisresten zu befreien. Er grinst nur, streckt den Arm aus und tupft meinen Mund mit dem Tuch ab. Protestierend drehe ich den Kopf zur Seite. Erneut sammelt sich das Blut in meinen Wangen.

»Lass das!«, stammle ich heiser.

Er lacht.

»Wie alt bist du eigentlich?«

»Schon gut«, zische ich. »Ich kann mich auch selbst sauber machen.« »So war das nicht gemeint«, meint er. »Ich möchte wirklich wissen, wie alt du bist.« »Oh...« Meine Hände fühlen sich eklig klebrig an. »Ich... ich bin siebenundzwanzig...«

»Hm... ehrlich?«

»Nein, das war nur ein Scherz«, ächze ich entnervt. »In Wahrheit bin ich zwölf.« Noah lacht leise.

Seine Stimme ist so tief... »Du siehst jünger aus.«

»Jünger als zwölf?«, stoße ich hervor.

»Jünger als siebenundzwanzig.« Er lächelt.

Ich weiß nicht, was ich darauf antworten soll, und weiche seinem Blick verlegen aus. Missmutig lecke ich am Rest meiner Eiskugeln herum. Meine Finger sind immer noch klebrig. Und die Flecken auf meiner Hose lassen sich auch nicht einfach so entfernen.

Mist.

Ich beobachte eine junge Mutter, die mit ihrer kleinen Tochter über den Rasen schlendert. Das Kind hat wohl gerade erst Laufen gelernt. Es taumelt und tapst und scheint dabei viel Freude zu haben. Ich seufze erschöpft.

»Warum bist du mit meinem Bruder zusammen?«

Die Frage kommt so plötzlich, so unerwartet und ohne jede Vorwarnung, dass ich zunächst einfach nur stocksteif dasitze und ins Leere starre. Warum ich mit Abel zusammen bin?

Warum?

Warum will er das wissen?

Warum stellt er mir so eine Frage?

Und warum klingt seine Stimme dabei so seltsam ungläubig? Ich schüttele rasch den Kopf – ein Fehler! Sofort ist der Schmerz wieder da. »Also...« Langsam sehe ich Noah an.

Er sitzt nun zwei Meter von mir entfernt im Schneidersitz auf dem Boden. Auf seinem Schoß befindet sich Papier... ein Block... Auf dem Deckblatt ist eine Figur abgebildet... eine Skizze ... was ist das? Ich kann es nur schlecht erkennen, da das Bild auf dem Kopf steht. Die Person trägt ein Kostüm, so viel lässt sich schon einmal sagen... und ist das eine Maske, die das Gesicht verbirgt?

Noah schlägt das Deckblatt um. Blank und unnatürlich weiß strahlt mir das jungfräulich unberührte Papier entgegen. Er beugt sich über das Blatt. Das Haar hängt ihm ins Gesicht und verdeckt seine Augen. Er hält einen Bleistift in der Hand.

»Ich... also... was ist denn das für eine Frage?«, stammle ich mit dünner Stimme. »Eine einfache.«

»Nun... ja, natürlich. Aber sie ist nicht wirklich angebracht, oder?«

»Warum? Ist es ein Geheimnis?«, spottet er.

»Nein.«

»Also?« Noah schaut nicht auf. Er zeichnet.

Also? Also, warum bin ich mit Abel zusammen?

Warum?

»Wir lieben uns«, sage ich schließlich schnell.

»Aha...« Noah nickt. »Und warum?«

»Bitte?«

»Warum liebt ihr euch?«

Ich sehe ihn verständnislos an.

»Möchtest du, dass ich dir hier und jetzt die Liebe erkläre?«

»Nicht die Liebe im Allgemeinen«, korrigiert mich Noah. »Nur die Liebe zwischen Abel und dir.« »Wir...« Ich zucke die Achseln.

»Wir sind einfach... wir passen einfach gut zusammen.«

»Ach?«

»Ja.« Ich nicke bekräftigend. »Uns sind die gleichen Dinge wichtig: Erfolg und Ehrgeiz zum Beispiel oder auch Familie und Treue. Wir haben dieselben Werte.«

»Werte?«

»Und Wege... man muss sich die Wege teilen.«

»Fahrgemeinschaften sind also der Schlüssel zum Glück?« Er klingt ein bisschen spöttisch. »Was bringt einem die größte Leidenschaft, wenn man nicht die gleichen Vorstellungen vom Leben hat? Wege trennen sich, wenn die Ziele nicht zusammenpassen«, halte ich dagegen. Noah schaut blinzelnd auf.

»Klar...«, sagt er ruhig. »Klingt logisch.«

Wieder kritzelt er auf seinem Block herum.

»Ja.« Ich nicke. »Einigkeit und Klarheit sind unheimlich wichtig und – was machst du da eigentlich?« Verunsichert recke ich den Hals, um seine Zeichnung erkennen zu können. Er grinst nur und bringt das Bild aus meiner Sichtweite.

»Ich notiere mir deine Lebensweisheiten«, sagt er spöttisch. »*Fahrgemeinschaften* bilden das Fundament einer Beziehung. Und: *Sägen Sie ruhig an dem Ast, auf dem Sie sitzen!*« Schnaubend verdrehe ich die Augen.

»Du verstehst das nicht – du bist noch zu jung«, sage ich mit kühler Stimme. »Vielleicht«, murmelt er und ein sanftes Lächeln umspielt seine Lippen. »Ich habe jedoch eine andere Theorie.«

»Was für eine Theorie? Betrifft sie die Liebe?«

»Sie betrifft dich.« Mehr sagt er nicht.

Verunsichert sehe ich ihn an. Wie meint er das? Was will er damit sagen? Unruhig rutsche ich auf dem grünen Gras herum. »Abel... Abel und du, ihr habt nicht das beste Verhältnis, oder?« Es wird Zeit. Zeit, dass ich auf den eigentlichen Grund für unsere Verabredung zu sprechen komme.

Ich möchte so schnell wie möglich wieder nach Hause. Weg von der brennenden Sonne, weg von dem stinkenden Eis, weg von dem überfüllten Stadtpark und weg von Noah.

Vor allem will ich weg von Noah.

Weg von seinem Lächeln, seinen blauen Augen, dem großen, schlanken Körper und der gebräunten Haut. Ich habe genug von seinen Scherzen, seinen Spielen und Albernheiten und... von dem Gefühl, das er mir gibt.

Diese seltsamen Gefühle...

Noah lässt sich Zeit mit seiner Antwort.

Schweigend starrt er auf den Zeichenblock in seinem Arm.

»Abel und ich hatten nie besonders viel miteinander zu tun«, murmelt er schließlich. »Der Altersunterschied ist sehr groß und... wir sind ziemlich verschieden.«

»Allerdings...«, nuschle ich.

Er schaut kurz auf, sieht mich an und grinst. »Man könnte sagen: Unsere Wege haben sich bereits vor langer, langer Zeit getrennt.«

»Ist das der einzige Grund für eure Distanziertheit?«

Noah widmet sich wieder seinem Bild.

Die Pause dauert an.

Schließlich streicht er sich zufrieden eine wellige, goldblonde Haarsträhne hinter das Ohr und hält den Block in die Höhe.

»Fertig«, murmelt er lächelnd, dann bemerkt er, dass ich immer noch angespannt auf eine Antwort warte. »Hm... ja, eigentlich ist das der einzige Grund«, gibt er schulterzuckend zu. »Wir sind sehr

verschieden.« »Aha...« Ich bin nicht sehr überzeugt.

Da muss doch noch mehr sein.

Abels Hass...

»Wie war es in deiner Kindheit?«, frage ich eilig.

»Meine Kindheit?« Nun ist Noah ehrlich erstaunt. Er legt den Kopf auf die Seite und scheint nachzudenken. »Hm... ich bin einmal von einer Wespe gestochen worden. Mein ganzer Hals ist geschwollen und ich musste ins Krankenhaus. Da war ich sechs. Eine allergische Reaktion. Sehr schlimm. Seitdem meide ich Wespen.«

»Das... so etwas habe ich doch nicht gemeint«, sage ich unwirsch.

»Ich wollte wissen, wie euer

Umgang als Kinder war. Abel und du...« Er sagt nichts mehr.

Lächelnd deutet er auf das Bild in seiner Hand.

»Willst du es sehen?«

Er wartet meine Antwort nicht ab, sondern streckt fast im selben Augenblick den Arm aus und reicht mir den Zeichenblock. Ich nehme ihn zögerlich entgegen. Es ist eine schnelle Skizze. Die Bleistiftstriche sind grob und verdeutlichen sehr gut, mit welcher Geschwindigkeit Noahs Finger über das Papier geflogen sein müssen. Trotzdem ist sie gut.

Eine klare, schöne Zeichnung – von mir.

Ich zucke ein bisschen zusammen.

Verlegen betrachte ich das Porträt.

»Hm... das bin ja ich...«, murmle ich.

»Gut erkannt«, lobt Noah.

»Also... sie ist nicht schlecht... ja, wirklich gut. Du hast die Proportionen richtig umgesetzt und... und überhaupt...«

»Ich sehe schon«, spottet Noah gut gelaunt. »Du bist ein richtiger Kunstkenner.« Er hat mich ertappt und das macht mich noch unsicherer.

»Ich habe wirklich kaum Ahnung«, gebe ich zerknirscht zu. Wieder betrachte ich das Bild. Irgendwie ist mir die Situation ziemlich unangenehm. Noah fängt an, seine Sachen in die Umhängetasche zu stopfen. »Was... was ist das da an meinem Mundwinkel?«, frage ich ihn und beuge mich tief über das Papier.

»Ich habe da keinen Leberfleck.«



»Nein, aber Reste von deinem Eis«, meint Noah freundlich.

Hektisch reibe ich mir über den Mund.

Erneut sammelt sich Wut in meinem Bauch.

Ich stehe eilig auf.

»Du hättest etwas sagen müssen«, keuche ich und verfluche meine roten Wagen – Mann, ich werde doch sonst nie rot...

Noah zuckt nur die Achseln und sieht ziemlich zufrieden aus.

Er sitzt auf dem Boden und schaut grinsend zu mir hoch.

Auf einmal bleibt sein Blick an meinem Hintern hängen.

Das Lächeln wird breiter.

Wie ein kleines Kind lege ich beide Hände auf meine Kehrseite und sehe ihn empört und verlegen an.

»Was soll das?«, frage ich bissig.

Er nimmt die Augen von meinem Po und lässt sie über meinen Oberkörper bis zu meinem Gesicht wandern.

Er lächelt immer noch.

»Grasflecken«, sagt er.